

stimme der orthodoxie



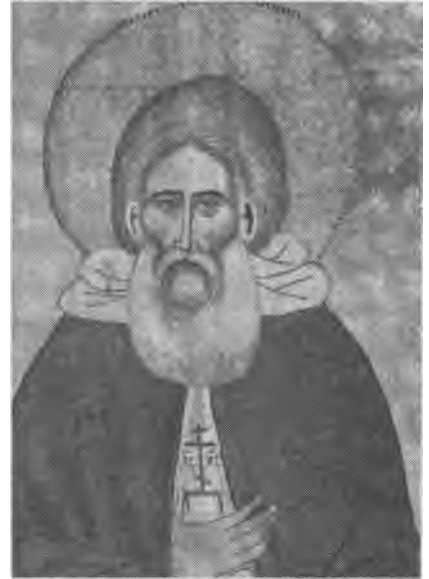
januar 1992

stimme der orthodoxie

Januar 1992

Inhalt

Offizieller Teil		
Patriarch Alexies II.:	Bleibet fest in der brüderlichen Liebe (Weihnachtsbotschaft)	2
	Bischof von Berlin und Leipzig	3
Russische Orthodoxe Kirche		
	Ausweg aus der ideologischen Sackgasse	5
	Gemeinsam in die Zukunft	6
Dr. Gisela Schröder:	Brot und Medikamente zur Linderung der Not	8
Metropolit Antoni von Surosh:	Kanonisierung der Zarenfamilie	10
I. Arefjewa:	Ein Herz und eine Seele	12
	Orthodoxe Fakultät Kischinjaw	12
	Äbtissin ernannt	12
	Papst empfing Boris Jelzin	
Predigt		
Hl. Johannes von Kronstadt	Unsere Seelen laßt uns erneuern durch Buße	13
	Väterworte	13
Autokephalie		
P. Johannes Düsing, Jerusalem:	Auf der Kathedra des hl. Bischofs Johannes Chrysostomos	14
Spiritualität		
.Archimandrit Sophroni, Athos:	Lebendige Kirchengeschichte (Starez Siluan)	16
Kirchengeschichte		
Georgi P. Fedotow:	Heilige Männer und Frauen im alten Rußland	19
Liturgik		
Archimandrit Johannes (Maslow):	Riten und Räume (Das Hochfest „Taufe des Herrn“)	24
Theologie		
Dr. theol. Wladimir	Herrschaftsanspruch auf den Thron Gottes	28
Bibliographie	Quellen und Anmerkungen	31



Zu den herausragenden Gestalten der russischen Spiritualität zählt der hl. Klostergründer und Mönchsvater Sergius von Radonesh, dessen irdisches Leben sich vor 600 Jahren vollendete. Darstellung des Ehrwürdigen auf einem Epitaphion aus den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts

Illustration der Umschlagseite

Ikone zum Hochfest der Geburt Christi.

Christus wird geboren: Rühmet Ihn!
Christus kommt vom Himmel: Geht Ihm entgegen!
Christus ist auf Erden: Erhebet euch!
Singet dem Herrn, alle Lande, und mit, Frohlocken preiset Ihn, ihr Völker!
Denn Er hat Sich verherrlicht.

Sohn des Vaters ist Er und Sein Abglanz, die Weisheit, das Wort und die Kraft, Christus der Gott; verborgen vor den Kräften, die überweltlich und die auf Erden wirken, ist Er Mensch geworden und hat uns zurückerworben. Denn Er hat Sich verherrlicht.

(1. Ode aus dem Kanon des heiligen Kosmas von Maiuma)

„Stimme der Orthodoxie“. Patriarchat Moskau.
Anschrift der Redaktion: PF 31: Wildensteiner Str. 10, Berlin-Karlshorst 1157, Telefon: 5 09 00 37.

Chefredakteur:

Erzpriester Wladimir Iwanow.

Spendenempfehlung:

Einzelhefte 5,00 DM.

Jährlicher Unkostenbeitrag 35,00 DM.

Dresdner Bank

BIZ 100 800 00

Konto 9182-82 200

Druck: Union Druckerei Berlin GmbH

Patriarch Alexius II.

„Bleibet fest in der brüderlichen liebe!“

Weihnachtsbotschaft an die Erzhirten, Hirten und alle treuen Kinder der Russischen Orthodoxen Kirche

„Was werden wir Dir bringen, Christus, da Du uns zugut als Mensch auf die Erde gekommen bist? Jede durch Dich geschaffene Kreatur bringt Dir Dank dar: die Engel den Gesang; die Himmel den Stern; die Weisen ihre Gaben; die Hirten das Wunder; die Erde eine Grotte; die Abgeschiedenheit eine Krippe; wir aber die Jungfrau und Mutter...“

(Feststicheron zu "Herr, ich rufe zu Dir")

Mit diesen Worten der Kirchenhymne am Heiligen Abend breitet die heilige Kirche vor uns die Größe der Gaben aus, mit denen zu Weihnachten die Schöpfung im All dem neugeborenen Herrn huldigt. Was für eine Gabe werden wir heute, Ihr meine Lieben, dem Heiland der Welt darbringen? Sie sollte der Größe und Heiligkeit des Festes würdig sein.

Der große Bußlehrer und ehrwürdige Ephräm der Syrer sagt in einem Wort zur Geburt Christi: „Der heutige Tag ist ein Tag des Heils, der uns Weisheit im Wort lehrt ...“

Diese Nacht bringt Stille und Frieden dem ganzen Weltall. Sie gehört dem Sanftmütigen, deswegen lege ein jeder Zorn und Unfreundlichkeit ab. Sie gehört dem Demütigen, darum zähme ein jeder seinen Stolz und halte seinen Hochmut nieder. Aufgestrahlt ist nunmehr der Tag der Gnade, daher möge keiner zugefügte Beleidigung mit Rache bedenken. Der Tag der Freude ist angebrochen, keiner sei für einen anderen Ursache zu Trauer und Schmerz. Dies ist der Tag des Wohlgefallens, daher werde jeder Grimm zurückgehalten. Es ist ein wolkenloser, klarer Tag, darum dämpfe den Zorn, der sich gegen Ruhe und Frieden empört ...“

Diese Worte sind im vierten Jahrhundert an einem Weihnachtsfest geschrieben worden. Man liest und nimmt sie auf, als wären sie in unseren Tagen gesprochen.

Mit Schmerz müssen wir vermerken, wie Friede und brüderliche Liebe gleichsam aus unserem Leben zu weichen scheinen. Hader und Zwietracht nisten sich in unserer Gesellschaft ein; viele sind von schrecklichen Rachegefühlen erfaßt, und gar manchen beherrscht ein verhängnisvoller Widerwille gegen jegliches Entgegenkommen.

Die heilige Kirche ruft uns zum Liebesgebot Christi und

seiner Erfüllung, mahnt zum Frieden untereinander und zur Einmütigkeit, wirbt um brüderliche Liebe. Bleibt fest in der Bruderliebe (Hebr. 13, 1), mahnt uns der heilige Apostel Paulus.

Im Herrn Geliebte, hochwürdige Mitbrüder und Erzhirten, hochehrenwerte Väter, ehrbare Mönche und Nonnen, fromme Brüder und Schwestern! Das vergangene Jahr war für uns alle nicht einfach. Dennoch wollen wir dem Herrn vor allem Dank sagen, Der uns in Seinem Wohlgefallen wiederum das Fest der Geburt Christi erleben läßt.

Auch im verflossenen Jahr (wir sprechen davon in tiefer Demut) wurde so manches gute Werk zu Stand und



Patriarch Alexius II. von Moskau und ganz Rußland

Wesen gebracht Viele neue Kinder der Kirche haben wir durch das Sakrament der heiligen Taufe hinzugewonnen; eine große Zahl von Gotteshäusern und Klöstern ist unserer Kirche zurückgegeben worden; in verschiedenen Bistümern wurden geistliche Seminare und Lehranstalten eingerichtet und in den meisten Kirchen Sonntagsschulen für Kinder und die heranwachsende Jugend. (Denn die gebührende Erziehung der neuen Generationen ist unser aller ureigenster und besonderer Auftrag.) Immer stärker konnte sich die karitative, diakonische und verlegerische Arbeit entfalten, ebenso die Unterweisung und kirchliche Verkündigung.

Zwei große Ereignisse der Kirche haben wir begehen können: Wir haben die heiligen Reliquien der beiden russischen Gottesmänner, des ehrwürdigen Seraphim von Sarow und des heiligen Bischofs Joassaph von Belgorod, wiederentdeckt. Dies ist ein großer Gnadenbeweis Gottes für uns alle! Es kommt zur geistig-sittlichen Wiedergeburt Rußlands, was nach unserer Überzeugung das Fundament für einen allseitigen Aufschwung unseres Lebens ist. Im August vergangenen Jahres kam eine ernsthafte Prüfung unseres Gewissens und Bürgerbewußtseins. Doch dem Herrn sei Dank: Die Russische Kirche hat sie in Ehren bestanden!

In vielen Aktionen haben uns die staatlichen Behörden Förderung zuteil werden lassen oder Verständnis für unsere Bedürfnisse gezeigt. Moralische Unterstützung oder sichtbare Hilfe haben uns auch unsere Brüder und Schwestern aus den verschiedenen Kirchen und gesellschaftlichen Organisationen des Auslands erwiesen. Allen gilt dafür unser tiefer Dank!

In Würde und Ehre unser Teil tun

Indessen bleiben uns noch mancherlei Probleme und Schwierigkeiten auf den verschiedenen Gebieten kirchlichen Lebens. Euch, den kirchlich eingestellten Menschen, sind sie wohlbekannt. Wir haben davon schon mehrfach gesprochen. Sie können nicht einfach nur von der Kirchenleitung bewältigt werden. Mitarbeiten an ihrer Überwindung müssen alle hochwürdigen Erzherren sowie der Klerus der Kirche und die Laien, das ganze Volk Gottes. Vor allen Dingen sollten wir in Würde und Ehre unsere Pflicht als Seelsorger, Christen und Bürger im Vollzug des Werkes, das uns allen aufgetragen ist, wahrnehmen.

Meine lieben Brüder und Schwestern in unserem Vaterland und jenseits seiner Grenzen! Ich gratuliere Euch allen zum Hochfest der Geburt Christi und zum Neuen Jahr! 1992 ist von unserer Kirchenleitung zu einem Jubiläumsjahr erklärt worden: Vor sechshundert Jahren geschah die selige Vollendung des ehrwürdigen Sergius von Radonesh. Durch die Fürbitte der allerheiligsten Gottesgebärerinnen, Die der ehrwürdige Sergius so sehr verehrt hat, möge der Herr uns das kommende Jahr mit Frieden und Wohlergehen segnen; allen aber verleihe

Er Kraft, wie der hl. Apostel Petrus schreibt, in der Frömmigkeit die brüderliche Liebe und in der brüderlichen Liebe die Liebe zu allen Menschen zu bewahren (2. Petr. 1, 7).

Fest der Geburt Christi
1991/1992
Moskau

Alexius II.
Patriarch von Moskau
und ganz Rußland

Bischof von Berlin und Leipzig

Wladyka Theophan zum Leiter des ostdeutschen Bistums ernannt

Der Heilige Synod der Russischen Orthodoxen Kirche ernannte am 25. Dezember 1991 den bisherigen Administrator der ostdeutschen Diözese, Bischof Theophan von Kaschira, zum Leiter des Bistums Berlin und Leipzig.

Bischof Theophan wurde am 8. Juli 1954 als Oleg Galinski im ukrainischen Beleja Zerkow geboren und wuchs in einem atheistischen Elternhaus zusammen mit vier Geschwistern auf.

Die Wege Gottes sind seltsam, die Er wählt, um junge Menschen in die Nachfolge zu rufen: Das Elternhaus des künftigen Bischofs stand zwischen zwei Kirchen, die der Junge aus Neugier oft besuchte und in der einen oder anderen die Feier der göttlichen Liturgie erlebte. An kirchlichen Festtagen bekam er von den Gläubigen Süßigkeiten und Obst — etwa am Tage der Verklärung des Herrn —, was er mit seinen Freunden teilte. Zum Hochfest der Geburt Christi zog Oleg nach altem Brauch von Haus zu Haus, sang mit anderen die ukrainischen Weihnachtlieder und gratulierte den Menschen zum Fest. Bis zu hundert Familien wurden dabei besucht.

In guter Erinnerung blieb dem Vierzehnjährigen der Tag, an dem er durch eine ihm bekannte Christin zum erstenmal das Evangelium mit kirchenslawischen und russischen Texten kennenlernte. Als im April 1970 zum 100. Geburtstag Lenins die Schüler an einer verordneten Demonstration teilnehmen sollten, weigerte sich Oleg Galinski und begab sich aus Opposition in die Kirche zur Vesper. Ein gläubiger Mann nahm sich seiner an und erklärte ihm die kirchlichen Riten und Regeln. Nun konnte er den Gottesdienst bewußt miterleben.

Ein dreiviertel Jahr später begehrte er am 6. Dezember die Taufe. Aus Angst vor Repressionen fand das Sakrament am frühen Morgen im Hause des Priesters statt. Gegen den Willen der Eltern wurde Oleg ein aktives Gemeindeglied. Da er zum Theologiestudium noch zu

jung war, begann für ihn eine Ausbildung am Institut für Chemische Verfahrenstechnik. Mehr und mehr fühlte sich der junge Mann jedoch im Herzen zum Dienst für Gott und die Menschen berufen.

Er bezog 1972 das Geistliche Seminar, studierte in Leningrad an der Geistlichen Akademie und wurde Mönch und Diakon. Bei seiner Mönchsweihe erhielt er den Namen Theophan. Der Leiter des kirchlichen Außenamtes, Metropolit Kyrill, damals Erzbischof von Wyborg, erteilte 1976 dem Diakon Theophan die Priesterweihe.

In einem zweijährigen postgradualen Studium am Ostkirchen-Institut in Regensburg trieb der künftige Bischof Deutsch, sammelte erste ökumenische Erfahrungen, die auf der VI. Vollversammlung des Weltkirchenrates in Vancouver vertieft werden konnten, und lernte durch tägliche Begegnung die katholische Kirche kennen und schätzen.

Weitere Lebensstationen waren ein Lehramt im Fach Liturgik, das Inspektorat der Leningrader Geistlichen Lehranstalten (1985), die Ernennung zum Archimandriten (1986) und die Berufung zum Vizepräsidenten des kirchlichen Außenamtes.

In der Heilig-Geist-Kathedrale zu Minsk wurde er am 11. Januar 1987 zum Bischof geweiht mit dem Titel von Kaschira. Seit 1988 leitete er die Patriarchatsgemeinde in Karlovy Vary.

Drei Aufgaben sieht Bischof Theophan für sein künftiges Wirken als vorrangig an: die Seelsorge unter orthodoxen Christen, ökumenische Arbeit vor Ort als praktischen Beitrag zur Einheit der Christen und die missionarisch-karitative Tätigkeit.

Seitdem aus der ehemaligen Sowjetunion viele Men-



Bischof Theophan von Berlin und Leipzig nach der göttlichen Liturgie

schen nach Deutschland kommen, gilt es, ihnen bei der Herstellung von kirchlichen Kontakten zu helfen und in ihnen das Interesse am Gemeindeleben zu wecken. Da sie nicht selten in großer materieller Not leben, ist praktische Hilfe ein Gebot der Stunde.

Nachdem auf mannigfache Art und Weise dereinst Gott zu unseren Vätern gesprochen hatte in den Propheten, sprach Er am Ende dieser Tage zu uns durch Seinen Sohn, den Er eingesetzt hat zum Erben des Alls, durch den Er auch schuf die Welten. Er, Der als Abglanz Seiner Herrlichkeit und als Abbild Seines Wesens das Weltall trägt durch Sein machtvolles Wort, hat Reinigung von den Sünden vollbracht und Sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe. Er ist so hoch erhoben über die Engel, wie Sein Name, den Er ererbt hat, sie überragt.

Denn zu welchem der Engel sprach Gott je: Mein Sohn bist Du, Ich habe Dich heute gezeugt? Und fernem Ich werde Sein Vater sein, und Er soll Mein Sohn sein? Ferner spricht Er, da Er den Erstgeborenen einführt in die Welt: Und anbeten sollen Ihn alle Engel Gottes. Im Hinblick auf die Engel sagt En Zu Seinen Engeln macht Er Winde und zu Seinen Dienern die Flamme des Feuers.

Vom Sohn aber spricht En Dein Thron, o Gott, steht in alle Ewigkeit, und: Der Stab der Gerechtigkeit ist Dein Herrscherstab; Du liebtest das Recht, verhasst war Dir der Frevel; darum hat Dich, o Gott, Dein Gott gesalbt mit Freudenöl vor Deinen Genossen. Sowie: Du hast im Anfang, o Herr, die Erde gegründet, und Deiner Hände Werke sind die Himmel. Sie werden vergehen, Du aber wirst bleiben; alle aber werden altern wie ein Kleid.

Wie einen Mantel wirst Du sie zusammenrollen, und wie ein Kleid werden sie gewechselt. Du aber bist derselbe, und Deine Jahre werden nicht aufhören.

(Hebr. 1, 1-12)

Ausweg aus der ideologischen Sackgasse

In Rußland profiliert sich eine gesamtkirchliche orthodoxe Jugendbewegung

Zu den Grundsätzen der kommunistischen Gesellschaftsordnung zählte die atheistische Erziehung der Jugend. Der Staat kanalisierte die Jugendbewegungen, die es im vorrevolutionären Rußland gab, im leninschen Komsomol. Eifersüchtig wurde darüber gewacht, daß es zu keiner kirchlichen Jugendarbeit kam.

Ein Priester, der Religions- oder Bibelunterricht erteilte, mußte mit einer beachtlichen Geldstrafe rechnen. Hielt er heimlich daran fest, drohte ihm mindestens Gefängnis, wenn nicht eines der berüchtigten Arbeitslager in den unwirtlichen Weiten des Nordens oder im Fernen Osten.

Erst mit dem in den Jahren der Perestroika erlassenen Gesetz über die Freiheit des Gewissens änderte sich die Situation von Grund auf. Nun zeigte sich, die jahrzehntelange Infiltration der Jugend, derzufolge lediglich Großmütter die Kirchen aufsuchten, um sich zu bekreuzigen, konnte die Wahrheit nicht verdrängen. Mit zunehmendem Interesse erkannten junge Leute, daß sie in der Kirche Antworten auf die tiefsten Fragen des menschlichen Herzens finden, auf die Frage nach dem Woher und Wohin des Menschen und nach dem Sinn des Lebens.

Wenn vor 1917 in Rußland keine besondere orthodoxe Jugendbewegung von sich reden machte, erklärt sich das daraus, daß die Kinder vom ersten Lebenstag an in das orthodoxe Milieu aufgenommen waren. Lediglich unter der studentischen Jugend kam es zu Gruppierungen, die sich an der Arbeit des christlichen Weltstudentenbundes beteiligten. Die russische Studentenschaft wurde 1913 Mitglied dieses Bundes.

Kirche hat mehr als museale Funktion

Die neugeschenkte Freiheit veranlaßte einzelne Geistliche inzwischen, junge Menschen zu sammeln und ihnen verständlich zu machen, daß Kirche nicht nur kunstgeschichtlich interessante Gebäude umfaßt und konfessionell geprägte Gemeinden bedeutet, sondern ein universeller Begriff ist, ein Stück realisierter Heilserfahrung.

Zu den herausragenden Ereignissen im vergangenen Jahr gehört daher die Gründung einer gesamtkirchlichen orthodoxen Jugendbewegung. Ihr Sekretär wur-

de Priester Sergi Bestschastny. Die Bewegung will Kirche nicht ersetzen, sondern sie vielmehr unter jungen Leuten neu erfahrbar machen. Den Förderern der Bewegung kam es weniger auf strategische Überlegungen und strukturelle Programme an als vielmehr auf zielstrebige praktische Arbeit.

In 14 Aufbauagern sammelten sich im vergangenen Sommer junge Leute in vielen Teilen des Landes. Sie verbanden sinnvoll Freizeit und Arbeit zu einer effektiven Erholung. Man leistete Aufräumarbeiten in den zurückgegebenen Klöstern, half bei der Wiederherstellung beschädigter Kirchen und kam älteren Menschen zu Hilfe.

Schuttberge im eigenen Leben beseitigen

Bei der Beseitigung von Schuttbergen gerieten junge Leute ins Nachdenken darüber, welche Hindernisse und Schuttberge in ihrem persönlichen bzw. familiären Leben beseitigt werden mußten. Immer wieder standen zentrale Fragen im Mittelpunkt des Interesses, so daß am Ende des Sommers mancher der jungen Teilnehmer sich zur Taufe entschlossen hatte. Er sagte damit dem Bösen ab und wußte sich nunmehr in die Familie Gottes aufgenommen.

Die Einrichtung eines orthodoxen Jugendzentrums ist in der kirchlichen Kontaktstelle von Krutizy vorgesehen. Bislang freilich haben die Moskauer Behörden wenig Entgegenkommen gezeigt und diesen Gebäudekomplex noch nicht der Russischen Orthodoxen Kirche zur Verfügung gestellt.

Für einen christlichen Jugendklub wären hier wesentliche Voraussetzungen erfüllt. Kirche und Herberge sind vorhanden, ein Refektorium lädt zu gemeinsamen Mahlzeiten ein. Darüber hinaus gibt es einen Ausstellungssaal und eine Bibliothek. Hier könnten Vorlesungen gehalten, Unterweisungen durchgeführt und eine Schule für Restauratoren eingerichtet werden.

Das Umfeld könnte die Jugend aus den Moskauer Bezirken Tagansk und Proletarski zu ihrer Freizeitgestaltung nutzen. Die Besucher der Kirche würden sich zu einer lebendigen Gemeinde wandeln.

Inzwischen ist es auch zu Kontakten mit christlichen Jugendverbänden des Auslands gekommen. Beispiels-

weise hatten christliche Pfadfinder aus Deutschland angeregt, das traurige Datum des Kriegsbeginns vor fünfzig Jahren zum Anlaß für einen Jugendmarsch von Brest bis in die Gegend von Moskau zu nehmen, um nach dem Verwüstungsfeldzug der faschistischen Armee Zeichen christlicher Hoffnung zu setzen.

Was die deutschen Truppen auf diesem Weg zerstörten, wollten junge deutsche Christen zusammen mit ihren orthodoxen Freunden symbolisch wiederaufrichten. Wenn sie unterwegs in einem Bauernhof einkehrten, fragten sie nicht wie die Soldateska von damals nach Hühnern, Eiern und Milch, sondern: „Babuschka, habt Ihr nicht einen Schuppen zu reparieren oder eine Treppe auszubessern?“ Und dann legten sie Hand ans Werk, hämmerten, zimmerten und brachten in Ordnung, was der Reparatur bedurfte.

Junge Russen haben durch die politischen Realitäten ihres Landes keine Gemeinschaftserfahrungen mit anderen orthodoxen Ländern und Kirchen sammeln können. Hier sieht die orthodoxe Jugendbewegung ein weites Aufgabenfeld vor sich. Im vergangenen Jahr folgte deshalb eine Gruppe von zehn Teilnehmern aus den verschiedenen Bistümern des Landes einer Einladung der Autokephalen Orthodoxen Kirche von Amerika.

Jugend erfährt Familie Gottes in aller Welt

Die Eindrücke dieser Reise wurden anderen Jugendlichen vermittelt und öffneten ihnen die Augen für das Wirken des göttlichen Geistes in allen Ländern und gesellschaftlichen Strukturen dieser Welt. Denn Orthodoxe gibt es sowohl in Schwarzafrika als auch unter Koreanern und Japanern in Asien und unter den Eingeborenen von Alaska. Die nationalen Probleme sollten in der zerfallenen Sowjetunion das Blickfeld nicht verstellen.

Für die kommende Zeit sind besondere Vorhaben im Hinblick auf das Jubiläumsjahr geplant, das an die Vollendung des ehrwürdigen Sergius von Radonesh vor 600 Jahren erinnern will. Die Jugendbewegung wird von Moskau aus eine Wallfahrt nach Sergijew Possad unternehmen, das in der kommunistischen Zeit „Sagorsk“ hieß.

Damit soll eine alte russische orthodoxe Tradition neu belebt werden. Immer wieder pilgerten nämlich fromme russische Männer und Frauen zu den berühmten Klöstern des Landes. Häufig waren sie tagelang unterwegs, reflektierten über sich und ein Gott wohlgefälliges Leben und erwarteten am Ziel ihrer Wallfahrt Unterweisung und Segen von den Starzen.

Ein weiterer Höhepunkt verheißt das orthodoxe Weltjugendtreffen in Moskau zu werden, zu dem die Vorbereitungen bereits laufen. Schulen werden besucht und mit jungen Leuten Gespräche geführt.

In einer eigenen Zeitung will das kirchliche Jugendwerk

in Rußland auf sich aufmerksam machen. Denn junge Orthodoxe wissen sich nicht nur zum Austeilen des geistlichen Brotes gerufen, sie wollen auch wie der Samariter in dem Gleichnis Christi andere zur Herberge führen und für ihre Betreuung sorgen.

M.)

Gemeinsam in die Zukunft

Erster Konvent von Geistlichen des Moskauer Patriarchats in Deutschland

Um die Zukunft der russischen Orthodoxie im vereinten Deutschland ging es bei der ersten gemeinsamen Versammlung der Geistlichen aus den drei Diözesen des Moskauer Patriarchats, die mit 22 Teilnehmern am 19. und 20. November 1991 im Diözesanzentrum in Düsseldorf stattfand. Welche Bedeutung die Kirchenleitung in Moskau der Versammlung beimaß, unterstrich die Tatsache, daß kein Geringerer als der Leiter des Außenamtes, Metropolit Kyrill (Gundjajew) von Smolensk und Kaliningrad, selbst nach Düsseldorf gekommen war, um die Geistlichen seiner Kirche über die jüngsten Entwicklungen in der UdSSR zu unterrichten und seinerseits ihre Sorgen und Nöte kennenzulernen.

In seinem einleitenden Referat betonte der Metropolit einerseits die beachtlichen Fortschritte beim Wiederaufbau der Russischen Orthodoxen Kirche in den letzten drei Jahren, wies aber zugleich auf die gewaltigen Schwierigkeiten hin, mit denen die Kirche zu kämpfen hat.

So mangle es praktisch an allem: an ausreichend ausgebildeten Weihekandidaten für die zahlreichen jetzt zu besetzenden Pfarrstellen, an Ausbildungsmöglichkeiten für Theologen, Geistliche und Religionslehrer, an materiellen Mitteln zum Wiederaufbau der in 74 Jahren kommunistischer Herrschaft zerstörten Kirchen, Klöster und Sozialeinrichtungen.

Trotzdem seien erfreuliche Ergebnisse erreicht worden, aber es bedürfe noch zahlreicher neuer Ideen, etwa beim bevorstehenden Aufbau der Militärseelsorge und des Religionsunterrichtes in Rußland, wie auch materieller Hilfe angesichts der zunehmend katastrophalen Wirtschaftslage des Landes. Wörtlich meinte der Metropolit: "Die Inflation frißt praktisch die Einkünfte der Kirche auf!" Dabei erfordere allein das Programm zum Wiederaufbau der ruinierten Kirchbauten 6 Millionen Dollar.

Auch mit den — etwa in der Ukraine — auftretenden

Spaltungstendenzen und der ökumenischen Situation, vor allem im Blick auf die Beziehungen zur Römisch-katholischen Kirche, setzte sich der Metropolit auseinander.

Das Entstehen der selbstdeklarierten Autokephalen Kirche in der Ukraine sei eine Folge der wiederbelebten ukrainisch-katholischen Union, denn in vielen Gebieten der Westukraine würde es den Menschen praktisch unmöglich gemacht, als Orthodoxe weiterhin in Verbindung mit dem Moskauer Patriarchat zu leben. Wenn sie schon nicht zum unierten Katholizismus übertreten wollten, müßten sie zumindest einer von Moskau losgelösten und ukrainisierten orthodoxen Kirche angehören.

Humanitäre Hilfsmaßnahmen noch dringlicher

Schwierig gestalte sich derzeit die Beziehung zu Rom, meinte Metropolit Kyrill. Während er die Enttäuschung des Moskauer Patriarchats über die Entscheidungen des Papstes zur Einrichtung eines Netzes von Bischofssitzen in der ehemaligen UdSSR, und zwar auch an Orten mit einer zahlenmäßig kleinen katholischen Bevölkerung ohne vorherige Konsultation oder wenigstens Benachrichtigung unterstrich, die zu dem Entschluß geführt hatte, keine Vertreter zu der römisch-katholischen Bischofssynode über die Neuevangelisierung Europas nach Rom zu entsenden, betonte der Metropolit zugleich, dies dürfe und solle die guten Beziehungen zur Römisch-katholischen Kirche in Deutschland nicht belasten.

Auch die drei in Deutschland amtierenden Diözesanbischöfe waren bei der Versammlung persönlich anwesend und berichteten aus dem Leben ihrer Bistümer. Metropolit Irinej (Susemihl) von Wien und Österreich, der auch die Diözese von Baden und Bayern verwaltet, Bischof Theophan (Galinski) von Kaschira, zugleich Administrator des Bistums Berlin und Leipzig, und Erzbischof Longin (Talypin) von Düsseldorf legten einen besonderen Akzent auf die humanitären Hilfsmaßnahmen, die in diesem kommenden Winter von noch größerer Dringlichkeit sind als im vergangenen.

Hinzu kommt, daß die Kirche inzwischen eine Reihe von sozialen Hilfswerken, ja sogar eigene Krankenhäuser und Altersheime aufbauen konnte, die aber einer grundsätzlichen Neuausstattung bedürfen. Schwierigkeiten bei der Verteilung von Hilfsgütern vor Ort im vergangenen Winter wurden freimütig angesprochen, konnten aber bei sachlicher Analyse glücklicherweise als Ausnahme eingestuft werden.

Um in Zukunft Pannen möglichst auszuschließen, wurde eine noch bessere Koordination und Information zwischen Spendern und Adressaten für notwendig erachtet. Hierzu beitragen soll die Einsetzung des Düsseldorfer Bischofs Longin durch den Moskauer Patriarchen als verantwortlichen Koordinator in Deutschland für alle

mit der Russischen Orthodoxen Kirche durchgeführten Hilfsmaßnahmen.

Weitere Fragen, denen sich die Versammlung der Geistlichen zuwandte, waren der Aufbau einzelner Gemeinden, vor allem in der ehemaligen DDR, sowie der Religionsunterricht in den deutschen Bundesländern.

In Nordrhein-Westfalen ist inzwischen — allerdings bislang praktisch nur für die griechischsprachigen Kinder — ein orthodoxer Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach in deutschen Regelschulen eingeführt worden; und es existiert auch schon ein vorläufiger Lehrplangentwurf für die Grundschule, wie der Persönliche Referent des Erzbischofs von Düsseldorf, Nikolaus Thon, berichtete, der der Lehrplankommission des Landes Nordrhein-Westfalen für den griechisch-orthodoxen Religionsunterricht angehört.

Vor allem in den Ländern Berlin und Brandenburg würde eine ähnliche Lösung dringend benötigt, zumal die russische orthodoxe Gemeinde in Potsdam ständig wächst. So konnte der dortige Pfarrer, Erzpriester Anatoli Koljada, von vielseitigen Aktivitäten berichten, zu deren finanzieller Unterstützung gerade eine "Bruderschaft des hl. Alexander Newski" gegründet worden ist.

Ein letzter wichtiger Diskussionspunkt der Versammlung war die Zukunft des russischen orthodoxen Pressewesens in deutscher Sprache, vor allem der bislang vom Bistum Berlin edierten Zeitschrift „Stimme der Orthodoxie“.

Die Erhöhung der Druckkosten in den neuen Bundesländern ändern wie auch die unzureichende, durch die neue Situation in Rußland bedingte, finanzielle Unterstützung aus Mitteln des Patriarchats machen es notwendig, die Produktionskosten der Zeitschrift zu senken und ihr zugleich einen größeren Leserkreis auch in den beiden westdeutschen Diözesen und im deutschsprachigen Ausland zu erschließen.

Segenswünsche für Metropolit Kyrill zum 45. Geburtstag

Die Versammlung beschloß dazu eine Erweiterung der Redaktion: Den bisherigen und zukünftigen Chefredakteur, Erzpriester Wladimir Iwanow, werden Mitarbeiter mit publizistischer Erfahrung aus den anderen Diözesen unterstützen, so aus dem Bistum Düsseldorf Protodiakon Christophor Falk und Hypodiakon Nikolaus Thon.

Es wäre keine Versammlung orthodoxer Geistlicher gewesen, wenn nicht der Gottesdienst einen wesentlichen Teil des Zusammenseins ausgemacht hätte. Einen besonderen Akzent gewann die gemeinsame Feier der göttlichen Liturgie am Morgen des 20. November unter Leitung von Metropolit Kyrill dadurch, daß er an diesem Tage seinen 45. Geburtstag feiern konnte, wozu ihn die drei deutschen Diözesen herzlich beglückwünschten und zugleich ihre Hoffnung zum Ausdruck brachten, daß er auf dem nächstjährigen Konvent der Geistlichen, der wieder am Buß- und Bettag stattfinden soll, erneut dabei sein kann.

Dr. Gisela Schröder

Brot und Medikamente zur Linderung der Not

Hilfstransport nach Smolensk und Witebsk

Als die Welt am 21. Dezember 1991 erfuhr, daß die Sowjetunion nicht mehr existiert, war damit das anspruchsvolle Experiment des Marxismus, den „neuen Menschen“ zu schaffen und ihn in eine „lichte Zukunft“ zu führen, endgültig gescheitert

Ein Wesenszug des kommunistischen Regimes war die Verfolgung der Religion. Priester und Bischöfe wurden in Lager verschleppt, drangsaliert, erschossen. So gab es 1941, zu Beginn des zweiten Weltkrieges, nicht mehr als 700 orthodoxe Kirchen in der gesamten Sowjetunion. Durch Gottes Gnade hat indes die russische Christenheit die schwerste Kirchenverfolgung unseres Jahrhunderts überstanden.

Mit der Wahl Michail Gorbatschows zum Generalsekretär der KPdSU im März 1985 hielten Reformideen Einzug in das sozialistische System. Der Religion wurde allmählich größere Bewegungsfreiheit eingeräumt. Bei allem politischen Weitblick hatte er dennoch die dem System inhärenten Hindernisse für grundlegende Reformen nicht erkannt. Die Wirtschaftskrise konnte nicht nur

nicht behoben werden, sie verschärfte sich vielmehr zusehends. Heute kann in den nun freien Republiken der Bedarf an Grundnahrungsmitteln, Medikamenten u. a. nicht gedeckt werden. Deshalb sucht die Russische Orthodoxe Kirche mit allen Mitteln, ihren Landsleuten zu helfen und die akute Not — gerade jetzt im Winter — zu lindern.

Am 27. Dezember hatten Bischof Theophan und Erzpriester Anatoli Koljada zu einer Pressekonferenz in das Potsdamer Pfarrhaus eingeladen. Sie konnten die Öffentlichkeit informieren, daß am nächsten Tag ein großer internationaler Konvoi unter Beteiligung der Sowjetischen Armee in die Bistümer Witebsk und Smolensk aufbrechen werde. Unter Mithilfe orthodoxer Gemeindeglieder, deutscher Freunde sowie von Amerikanern und Engländern konnte Erzpriester Anatoli Koljada Lebensmittel, Medikamente und Kleidung für die notleidende Bevölkerung sammeln. Außerdem war für den Diözesanverlag Witebsk eine Druckerpresse gestiftet worden. Amerikanische Einheiten unterhalten eine besondere Partnerschaft zu diesem Bistum, die Vater Nikolai Koljada, der Bruder des hiesigen Geistlichen, koordiniert

Auf der Pressekonferenz berichteten auch Spender von ihren Erfahrungen, die sie bei der vorjährigen Hilfsaktion sammeln konnten. Je dreißig Personen begleiteten die Hilfszüge in die beiden Bistümer, um für eine gerechte Verteilung der Spenden, vor allem an Alte, Kranke und Kinder, zu sorgen. Zwei Jeeps gingen mit auf die Reise, womit auch entlegene Dörfer erreicht werden können. So versuchen Christen das Wort des Herrn zu erfüllen: „Was ihr einem dieser Meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr Mir getan.“

glauben und von einer Restauration — wenn nicht der alten, so doch monarchischen Gesellschaft in Rußland träumen. Zum Teil mögen hier auch politische Überlegungen im Spiel gewesen sein.

Zugleich aber sahen viele in dem Herrscher einen Mann des Glaubens ebenso wie in den Gliedern seiner Familie. Man erblickte in ihm einen Menschen, der bewiesen hat, daß er tatsächlich ein gläubiger Christ ist.

Man hat mir die Frage vorgelegt, ob orthodoxe Menschen, die nicht zur Auslandskirche gehören, das Andenken des Herrschers und der Zarenfamilie heilighalten können. Und meine Antwort darauf war sehr bestimmt

Von alters her begann die Verehrung von Heiligen mit einer regionalen Verehrung. Menschen, die diese oder

Metropolit Antoni von Surosh

Kanonisierung der Zarenfamilie

Diskussionen über das Für und Wider einer Heiligsprechung

Vor einigen Jahren hat die Russische Orthodoxe Auslandskirche Zar Nikolaus Alexandrowitsch samt seiner Familie zur Schar der Heiligen hinzugezählt. Zeitgleich wurden die russischen neuen Märtyrer und Asketen jener Zeit kanonisiert. Unter ihnen auch Patriarch Tichon.

Die Frage nach einer Kanonisierung der Zarenfamilie hat heftige Diskussionen ausgelöst. Ich unterstreiche

das Wort "Diskussionen" und spreche nicht von „Polemik“, weil man darüber ernsthaft, nachdenklich und mit innerer Beteiligung reflektiert hat, ohne das Thema zu politisieren.

Wahrscheinlich gab es bei denen, die ursprünglich die Absicht der Kanonisierung vertreten haben, auch politische Motive. Es waren Menschen, denen das Andenken an den Herrscher wertvoll war, die an die Monarchie

jene Glaubensmänner kannten oder von Augenzeugen davon erfahren hatten, daß deren Heiligung außer Zweifel stand und Inspiration von ihnen ausging, verehrten sie regional als Heilige zu einer Zeit, noch ehe sie kanonisiert worden waren.

Zunächst gedachte man ihrer im Totengedenken, und oft wandten sich im persönlichen Bereich Gläubige an die noch nicht kanonisierten Gerechten mit ihrem Gebet Übri-gens richtet man ja mit der gleichen Schlichtheit und Unmittelbarkeit auch Bitten an die verstorbenen Eltern: "Mutter, du hast mich geliebt auf der Erde. Schau nur und sieh, wie schwer ich es jetzt habe. Hilf mir."

In dieser Beziehung spricht sich die orthodoxe Kirche für ein sehr weites Verständnis von Heiligkeit aus. Jeder Mensch, der sich Gott konsequent weihet und sich Ihm bis an sein Lebensende hingibt, steht Gott nahe; die Liebe aber stirbt nicht. Das Alte Testament bezeugt: „Die Liebe ist stark wie der Tod.“

Und vom Neuen Testament her können wir nach der Auferstehung Christi sagen, daß die Liebe stärker ist als jeder Tod, der Tod ist besiegt Es gibt keinen Tod mehr, der in Ewigkeit den Menschen von Gott und den Liebenden von dem Geliebten trennen könnte.

Was nun den Imperator und die Zarenfamilie angeht, so verehrt sie gar mancher im Ausland als Heilige. Angehörige der Patriarchatskirche oder anderer Kirchen halten Totengedenken für sie und zuweilen auch Bittoffizien. Auch im privaten Bereich nimmt man sich die Freiheit, zu ihnen zu beten. In den Augen so mancher ist dies eine regionale Verehrung, die wir gelten lassen können, wenn wir uns von Herzen mit diesen im Glauben Bewährten einig wissen.

Weshalb ist die Kanonisierung der Zarenfamilie möglich? Man hat den Herrscher als Imperator, als Regent kritisiert, aber niemand hat jemals ein böses Wort über ihn als Familienvater und als Mensch gefunden. Seine Sanftmut, Güte, Schlichtheit, Demut, eheliche Treue, seine ganze Gestalt

zeugte davon, daß er als Privatperson ein wahrer Christ war.

Er hatte in der schwierigsten, kompliziertesten und tragischsten Zeit der russischen Geschichte den Thron bestiegen. Gewiß erwies er sich nicht als Herr der Ereignisse, die wie ein Gewitter am Horizont aufzogen.

Doch welchen Schluß können wir daraus ziehen? Können wir sicher sein, daß ein anderer es besser gemacht hätte? Unbestreitbar ist nur, daß Nikolaus 11. zu diesem Zeitpunkt nicht wie Peter der Große oder Iwan der Schreckliche handelte, daß er nicht einer von jenen Regenten war, die wie mit einem Hammer alles um sich herum zerschlugen und für eine gewisse Zeit eine Ordnung aufbauten, mit der jedoch nur eine neue Tragödie programmiert wurde.

Vorahnung künftiger Leiden

Das sind keine leeren Worte. Zum Beweis führe ich zwei Zitate an, von denen eines einem Brief des Herrschers entnommen ist

„Ich habe mehr als eine Vorahnung die völlige Gewißheit, daß mir schreckliche Heimsuchungen bestimmt sind und ich hier auf der Erde keine Ehren empfangen werde. Vielleicht ist ein Opfertod notwendig, um Rußland zu retten. Ich werde dieses Opfer sein. Es geschehe der Wille des Herrn! Für Rußland, für sein Glück bin ich bereit, Thron und Leben dranzugeben.“

Solche Worte kann nur sprechen, wer in sich eine erstaunlich große und tiefe Liebe zu seiner Heimat und zu denen trägt, die Gott unserem Geleit anvertraut hat; solche Worte kommen aus der Tiefe eines vollkommenen Vertrauens zu Gott und das heißt auch zu Seinen Wegen.

Oft wurde auch die Zarin kritisiert Ich zitiere aus einem ihrer Briefe:

„Das ganze Leben ist Kampf, sonst gäbe es keine Überwindung und keinen Lohn. Denn alle Heimsuchungen, die uns von Ihm geschickt werden, dienen uns zum Besten. Überall

erkennt man Seine Hand. Menschen spielen dir übel mit, du aber nimm es ohne Murren an! Er sendet einen Schutzengel, Seinen Tröster; niemals sind wir allein. Er ist allgegenwärtig, allwissend, die Liebe selbst Wie sollte ich Ihm nicht vertrauen?!"

Dies wurde am 15. März 1918 geschrieben, als die Zarenfamilie unter den Bedrängnissen der Gefangenschaft litt und ihr Leben an einem Faden hing. Worte wie diese entspringen einer tiefen Gelassenheit im Glauben an Gott und lassen die Bereitschaft reifen, fier das eigene Land und die Seinen alles hinzugeben.

Und was ist vom Zarewitsch und den Zarentöchtern zu sagen? Ein Gedicht, das von der Großfürstin Olga Nikolajewna buchstäblich „am Rande des Grabes“, kurz vor ihrem Tod, verfaßt wurde, spricht für sich.

Gib uns Geduld, Herr, wenn es gilt In diesen stürmischen und finsternen Tagen

Des Volkes Verachtung,
Der Henker Folter zu ertragen.

Verleihe Kraft uns, Du Gerechter,
Der Menschen Unrecht und Bosheit zu vergeben

Und das Kreuz, so blutig und schwer,
In Demut auf unsere Schulter zu heben,

Damit wir, beraubt und angefeindet,
Still es dulden

Und mitten in Aufruhr und Schmach
Dir, Christus, die Treue nicht schulden.

Weltenherr, Gott des Alls,

Dein Segen komme über unser Beten,

Daß Demut und Frieden die Seele hegt,

Wenn schließlich — uns unerträglich —
Die schreckliche Stunde schlägt.

An des Grabes Rand getreten,

Laß uns mit übermenschlicher Kraft
Furchtlos für die Feinde beten,

In Sanftmut gefestigt durch göttliche
Ritterschaft.

Klingen uns hier nicht die Worte des Herrn Selbst entgegen, Der, als man Ihn zum Kreuz führte, betete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun?“ Und ist denn ein

Mensch, der so mit Christus eins ist — ich spreche jetzt von dem Herrscher, der Herrscherin, dem Zarewitsch und den Großfürstinnen —, sind sie denn nicht ein geheimnisvolles Partikel, gewissermaßen ein Partikel des fleischgewordenen und gekreuzigten Leibes Christi, gekreuzigt für die Rettung der Heimat, der Menschen?

Deshalb halte ich es für gerechtfertigt, wenn man sie zur Schar der Heiligen hinzuzählt; früher oder später wird

man, wenn alle politischen Vorurteile, alle Schrecken verblichen sind, mit ruhigem, dankbarem Blick auf ihr Ende als Märtyrer schauen.

Und alle werden dann ihre Hinzurechnung zur Schar der Heiligen billigen. Alle, ohne Ausnahme.

Denn in ihnen konnte sich die Liebe Christi darstellen — grenzenlos und sanft, tief und opferbereit, Seine selbst das Kreuz bejahende Liebe.

auf das Gerüst geschafft werden. Doch unser Ziel war nicht, Mauern zu errichten, sondern eine Gemeinde zu bauen, damit die Kirche Mittelpunkt des städtischen Lebens würde ..."

Das erste Jahr war fast völlig mit Bauarbeiten ausgefüllt. Die Gottesdienste fanden in den "Katakomben" statt, im Grufbereich der Kirche. Das behagliche Licht der Ikonenlämpchen unter den Gnadenbildern mischte sich warm in das Summen des angeheizten Kanonenofens.

Natürlich war es eng, aber warm wie in einer Familie. Anfangs setzten die Leute ihre Füße nur zaghaft über die Kirchenschwelle, gab es doch bis 1985 im gesamten Kreis um Kaliningrad kein einziges funktionstüchtiges Gotteshaus! Viele ließen sich taufen und baten den Priester um geistliche Literatur, weil sie ihren Mangel an Grundkenntnissen spürten.

I. Arefjewa

Ein Herz und eine Seele

Die junge Generation entdeckt das Leben aus Gott

Im Bezirk Kaliningrad werden wie überall im Lande Kirchen eröffnet. Metropolit Kyrill von Smolensk weihte im vergangenen Jahr in Selenogradsk unmittelbar an der Küste der Ostsee eine Kirche auf den Namen des Apostels Andreas des Erstberufenen. Im Altar wird ein Reliquienteilchen des Apostels verwahrt. Es wurde zu einem Heiligtum für den ganzen Umkreis, der früher bekanntlich die orthodoxen Traditionen nicht kannte.

Am Beispiel dieser jungen und noch kleinen Gemeinde läßt sich zeigen, wie und auf welchen Wegen Menschen zum Glauben finden. Charakteristisch dafür ist, daß Vertreter der jungen Generation, meist aus der Intelligenz, an der Gemeindebildung hauptsächlich beteiligt sind. Den Kern der Gemeinde bilden zwei Kunsterzieherinnen aus der hiesigen Schule, eine Philologin aus dem nahe gelegenen Fischersdorf und ein Bibliothekar, der bis vor kurzem an der Kaliningrader Universität studiert hat. Der Geistliche für diese Schar ist der junge Priester Alexi Gubanow, der früher als Krankenpfleger gearbeitet hat.

Wie so viele Kaliningrader verbrachte auch die Studentin Jekaterina die

Sommerferien am Meer in Selenogradsk. Bei einem Spaziergang durch die Stadt sah sie eine Gruppe von Menschen emsig mehrere in den Jahren gewachsene Müllschichten um ein verwahrlostes Gebäude beseitigen. Hier waren tatkräftige Hände vonnöten.

Aus Gesprächen erfuhr sie, daß die Gläubigen die Ruinen erworben hatten. Sie schichteten die alten Ziegel auf und ließen damit die Wände einer Kirche bauen, die von einer neu entstandenen orthodoxen Gemeinde genutzt werden sollte.

Mit den Mauern Gemeinde bauen

„Der Eifer der orthodoxen Christen bei der Errichtung des Gotteshauses war so groß, daß man ihn zuweilen bremsen mußte, denn die Arbeit überstieg die Kräfte der doch Ungeübten“, erinnert sich Vater Alexi. „Alle wollten dabeisein, wenn es um ein Werk ging, das der Herr Selbst zu lohnen versprochen hat. Jemand hat ausgerechnet, daß jeder vermauerte Stein vorher achtmal in die Hand genommen worden war. Er mußte von altem Mörtel befreit, aufgestapelt und

Jekaterina las viel, und allmählich erwarb sie ein Wissen, das in den Lehrbüchern der Fach- und Hochschule nicht zu finden ist, ohne das aber das Leben seinen Sinn verliert

Je mehr sie las, desto mehr begriff sie, daß man allein nicht zum Kern der Lehre vorstoßen könnte, denn schon die Samariterin am Brunnen hatte festgestellt, man mußte etwas zum Schöpfen haben, denn der Brunnen ist tief (Joh. 4, 11).

Deswegen muß man vertrauensvoll und geduldig bis zum späteren Verständnis der Unterweisung warten (Joh. 13, 7). Freilich soll dieses Warten aktiv sein. „Reichlich wird uns Hilfe von oben zuteil“, sagte Johannes Chrysostomos, „wenn wir uns in den zahlreichen Tugenden üben.“

„Gott hat uns erschaffen ohne unser Zutun, aber Er, obwohl allmächtig, will uns nicht retten ohne uns“, schrieb ein anderer Theologe später.

Es bedarf schon der vollen Aufmerksamkeit und der Anwendung besonderer Bemühungen, um unablässig Buße zu tun, aus sich den alten, erbärmlichen Menschen zu verjagen, dessen Denken von dem Bazillus des Hochmuts der herrschenden Ideologie infiziert war.

Obwohl sie sich als Fremdling, von außen dem Weinstock Christi aufgepfropft empfand, begann Jekaterina, im Chor mitzusingen und liturgische Texte zu verlesen — anfangs noch mit erheblichen Betonungsschwierigkeiten. Unmerklich veränderten sich jedoch ihre Lebenshaltung und ihr Denken. Die eigenwilligen Werkstage wurden zu Zeiten des bewußten Fastens.

Der Namenstag verdrängte die Geburtstagsfeier. Gemeinsame Einsätze beim Wiederaufbau der Kirche, gemeinsame Mahlzeiten nach dem Gottesdienst und die kirchlichen Sakramente förderten in der kleinen neuentstandenen Gemeinde aus „Heidenchristen“ das gutwillige, freundliche Miteinander und spornen zur Hilfsbereitschaft untereinander an.

„Hier habe ich Menschen gefunden, die mir wie Schwestern und Brüder vertraut wurden“, bekennt die Philologin Marina Jegorowa aus Fischersdorf. „Die Atmosphäre in der Kirche ist das genaue Gegenteil von jener, die in einer modernen allgemeinbildenden Schule herrscht

Wie sehr wünschte ich, daß die Kinder gerade auch in der Schule im Beobachten der Gebote gefestigt und in der Sittlichkeit gestärkt würden, damit sie die Kraft empfangen, den Versuchungen des Lebens zu widerstehen.

Kirchenchor auf Wohltätigkeitskonzert

Ich möchte ihnen von Gogol und Dostojewski unter christlichem Aspekt erzählen und nicht die wertvollsten Gedanken dieser Schriftsteller einer vereinfachten Weltsicht opfern. Ich hoffe, daß in der bald beginnenden Sonntagsschule mit Vater Alexis Hilfe Gespräche auch darüber möglich werden.“

An den Wohltätigkeitskonzerten für die Bewohner von Selenogradsk und Fischersdorf, die Marina gab, wirkte auch der Chor der hl. Andreaskirche unter Leitung der Pastorenfrau Jelena mit. Die Sänger kamen ebenfalls aus

der städtischen Intelligenz. Es sind sowohl Dozenten der Musikhochschule als auch Schauspieler vom Kaliningrader Theater.

Jekaterina las Verse von Bunin und Gumilew. Marina führte in den Text der Hymne des Cherubim-Gesangs ein, bevor der Chor ihn vortrug. Unter den Zuhörern waren viele Schüler. Wie schön, sie am darauffolgenden Sonntag in der Kirche wiederzusehen, wo sie den Cherubimgesang noch einmal hörten, diesmal aber im Gottesdienst.

Neue Bilderwand von Lehrerin gestaltet

Neugierig betrachteten sie die Ausschmückung der eben erst geweihten Kirche. Die Schüler wußten nicht, daß der neue Ikonostas von ihrer Lehrerin für Kunsterziehung, Jelena Tichowna Pankina, gestaltet worden war zusammen mit Swetlana A. Anissimowa.

Nach dem Unterricht trafen sich die beiden in einer stillen Werkstatt nahe der Kirche und malten den "Erlöser in Vollmacht", die Gottesmutter, Johannes den Vorläufer, Propheten, Engel mit Flügeln ...

„Ich habe mich schon immer vor der Ikone verneigt“, gesteht Jelena Tichowna, „aber wohl nie gedacht, was für ein großes Glück es ist, ihr so nahezukommen, daß man sie malen kann.“

Sie machte ihre Freunde mit Vater Alexi bekannt, denen sie gern ihre Bitte erfüllte und kleine Bildnisse von Jesus Christus und dem Gottesmann Nikolaus malte. Das Angebot, bei der Ausgestaltung des Ikonostas mitzuwirken, erschreckte sie zunächst, denn die Ikonographie ist eine heilige Kunst und verlangt besondere künstlerische Hingabe. Hier geht es in erster Linie nicht um handwerkliches Können. Sie hatte am Leningrader Pädagogischen Institut Malerei und Graphik studiert und brachte insofern eine gute Voraussetzung mit. Die aber mußte durch persönliche Heiligung, durch Gebet und Fasten und ein Leben liebender Zuwendung,

Keuschheit, Demut und Geduld vervollständigt werden.

Es galt, das eigene Herz zu reinigen und dem Ruf des Herrn zu folgen: "Nicht ihr habt Mich erwählt, sondern Ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringt" (Joh. 15, 16).

Die Künstlerinnen arbeiteten gemeinsam und übten sich an Kirchenfotografien und den Illustrationen von Kirchenbüchern in der Reproduktion alter Ikonen. Sie bemühten sich, hinter die Geheimnisse der russischen Meister zu kommen, das Zusammenspiel von Licht und Schatten in ihren Arbeiten zu begreifen sowie Ornamente und Farbgebung zu verstehen.

Nicht eine kolorierte Zeichnung war gefordert. Das Rüstzeug des Ikonographen sind nicht akademische Studien, sondern das vom Glauben gestaltete Leben und spirituelle Bemühung. Wie soll man in Farben und Formen fassen, was jenseits alles Fassungsvermögens liegt, wie mit menschlichen Mitteln das Gottmenschliche darstellen? Hier kann nur göttliche Gnade dem Werk des Ikonenmalers zu Hilfe kommen.

An einem sonnigen Tag bekam die Gemeinde in Selenogradsk polnische Gäste aus Olsztyn zu Besuch. Der Propst des Kirchenkreises, Priester Alexander Schelomow, brachte aus der Partnerstadt Lebensmittel, die die Glieder der russischen orthodoxen Kirche entbehrten.

Kontinuierliche Weitergabe geistlicher Traditionen

Man zeigte den Gästen die Stadt, und unter dem Brausen der Brandung träumte Vater Alexi hörbar davon, daß er schon sehr bald eine Sonntagsschule eröffnen und ein Altenheim bei der Kirche errichten wolle.

„Ohne die Kirche leben die Leute, als hätten sie ihre Wurzeln verloren“, sagte er dem polnischen Mitbruder. "Nach dem Krieg kamen hier Menschen von überall her zusammen, aus Twer und dem Kuban, aus Nowgog-

rod. Sie waren nicht aus eigenem Antrieb gekommen und dachten, es sei vorübergehend. Nun haben wir eine Kirche und mit ihr auch die Hoffnung auf Stabilität. Auf uns liegt die große Verantwortung, die Orthodoxie in einer Gegend zu predigen, die eine kontinuierliche Weitergabe geistlicher Traditionen nicht kennt. Dies ist ein Werk Gottes ..."

Die Hinwendung der russischen Intelligenz zum christlichen Glauben zu Beginn dieses Jahrhunderts war ein

Zeichen jener von Krisen geschüttelten Zeit; Mängel und Fehler mußten erkannt und alte Denkvorstellungen sollten nicht überbewertet werden.

Jetzt wiederholt sich ein ähnlicher Prozeß, wenn Menschen aus dem Bereich der Kultur zur Kirche finden in dem Wunsch, inmitten der christlichen Gemeinde die Einheit der Menschen zu entdecken, welche die Apostelgeschichte mit den Worten bezeugt, daß sie „ein Herz und eine Seele waren“ (Apg. 4, 32).

Orthodoxe Fakultät in Kischinjaw eröffnet

Die moldawische Universität in Kischinjaw wird wieder eine orthodoxe Theologische Fakultät haben. Sie war 1926 gegründet und 1940 von den sowjetischen Behörden aufgelöst worden. Nunmehr können die künftigen Theologen nach einem halben Jahrhundert das Studium in den Räumen des ehemaligen Geistlichen Seminars wieder aufnehmen.

Fünfundzwanzig Moldawier mit dem Abitur, unter ihnen einige Absolventen der Technischen Hochschule, begannen das erste Studienjahr. Zu den Neu-

immatrikulierten gehören auch zehn Frauen, die in sogenannten Managelberufen arbeiten werden: in der geistlichen Kanzlei, als Dirigentinnen von Kirchenchören und Dozentinnen für klassische Sprachen.

Die Vorlesungen werden rumänisch gehalten. Fachwissenschaftler der Universität lesen allgemeinbildende Fächer. Für die theologischen Disziplinen sind Pfarrer mit akademischer Ausbildung gewonnen worden. Erzpriester Peter Buburus, Magister der Theologie, wurde erster Dekan.

reichte ihr persönlich vier Tage später in der Kasaner Kirche des Monasteriums den Äbtissinnenstab.

Äbtissin Georgia wurde 1931 im damaligen Leningrad geboren. Als sie zehn Jahre alt war, begann der Krieg. Während der Blockade betreute sie ihre jüngeren Geschwister, da die Mutter unheilbar krank war. 1943 kam sie als Vollwaise in ein Kinderheim. Ihre Ausbildung erhielt sie im Zentralhistorischen Archiv, wo sie mit der Restauration alter Handschriften beschäftigt war.

Schon bald begab sie sich in das

Papst empfing Boris Jelzin

Zu einer historischen Begegnung zwischen dem Präsidenten Rußlands, Boris Jelzin, und Papst Johannes Paul II. kam es am 20. Dezember 1991 im Vatikan.

Der Präsident sagte dem Papst weitere Reformen in bezug auf die Religionsfreiheit in Rußland zu. Er übergab während der Audienz einen Brief des hochheiligen Patriarchen Alexius II., in dem es um katholische Aktivitäten im Bereich der Russischen Orthodoxen Kirche und die daraus resultierenden Spannungen zwischen den beiden großen Konfessionen geht. Dabei bot sich Jelzin als Mittler an.

Der Papst unterstrich, daß die Katholiken in Rußland alles tun würden für die Überwindung der gegenwärtigen großen ökonomischen Schwierigkeiten. Er hoffte auf eine „brüderliche Zusammenarbeit zwischen den christlichen Kirchen, besonders mit der russischen Orthodoxie“. Während der Begegnung berieten Außenminister Andrej Kosyrew und Kardinal-Staatssekretär Angelo Sodano über die künftigen Beziehungen zwischen Rußland und dem Heiligen Stuhl.

Kloster Pjuchtiza Zwölf Jahre wirkte sie im Wilnaer Frauenkloster, bis sie, heimgekehrt, am Tag Mariä Verkündigung 1968 von Metropolit Alexius unter dem Namen Georgia die Mantija erhielt. Siebzehn Jahre war sie für die Wirtschaftsführung verantwortlich.

1989 entsandten ihre Oberen sie in das Johannes-Kloster von Karpowka, wo ihre Erfahrung bei der Reorganisation des monastischen Lebens gebraucht wurde.

Nun ist sie dem Ruf nach Jerusalem gefolgt.

Äbtissin ernannt

Zur Äbtissin des Jerusalemer Söllerklosters wurde am 24. März 1991 die Nonne Georgia (mit bürgerlichem Namen Valentina Alexandrowna Schtschukina) ernannt. Der hochheilige Patriarch Alexius II. über-

Hl. Johannes von Kronstadt

Unsere Seelen laßt uns erneuern durch Buße

Biblische Betrachtung zum Neuen Jahr

„Siehe, Ich mache alles neu.“

(Offb. 21, 5)

Kinder des neuen Bundes Christi! Brüder und Schwestern in Christus! Das alte Jahr ist vergangen, das neue angebrochen. Unzählige Wohltaten hat Jesus Christus, unser Herr, im vergangenen Jahr über einen jeden von uns ausgegossen. Neue Wohltaten keimen. Die Frage muß erlaubt sein: Haben wir Gutes im vergangenen Jahr gewirkt, und beginnen wir das neue mit guten Werken?

Wir haben das neue Jahr begrüßt, aber haben wir im alten nach der Erneuerung unserer Seelen getrachtet? Haben wir unseren alten Menschen abgelegt — seine Leidenschaften, sündigen Gewohnheiten und das Begehren, wodurch sich die unsterbliche, nach Gottes Bild geschaffene Seele zersetzt und verwest?

Brüder und Schwestern! Wenn wir uns nicht im Geiste erneuern, wenn in uns die alten Sünden und Leidenschaften wie Selbstliebe, Stolz, Bosheit, Neid, Hartherzigkeit, Eigensucht, Wollust, Hoffart, Faulheit und Müßiggang lebendig bleiben, dann ist unsere Freude über das neue Jahr vergeblich. Wohl ist das Jahr neu, wir aber sind die alten Menschen ohne Überwindung der Sünden geblieben.

Wer in Christus ist, der ist eine neue Kreatur (2. Kor. 5, 17), sagt der Apostel Paulus. Das heißt ein neuer Mensch mit einem neuen, sanftmütigen und demütigen Herzen, mit neuen christlichen Auffassungen über Welt und Gott, über unsere Beziehungen zu Ihm und zu den anderen Menschen, mit neuen christlichen Regeln und Gepflogenheiten. Alles Alte, Sündhafte, Leidenschaftliche, Unreine und Ungerechte wird als untauglich für den neuen Bund abgetan, völlig unangemessen für den neuen Zustand einer durch die Gnade Christi erlösten Schöpfung.

Wir sind zur Heiligung berufen. Heilig in unserem ganzen Leben sollen wir uns verhalten. Der Herr lehrt „Seid heilig, denn Ich bin heilig“ (1. Petr. 1, 16). Ihr seid ein heiliges Volk, zitiert der Apostel Petrus den Erlöser, ein königliches Priestertum, das auserwählte Geschlecht (1. Petr. 2, 9).

Wenn wir uns aber durch aufrichtige Buße und Tugend erneuern und zu einer neuen Kreatur werden, nachdem wir das Alte, Verwesliche und die Unreinigkeit der Sünde

abgelegt haben, dann gratuliere ich mir und euch froh zu einem für mich und für euch neuen Jahr. Jetzt aber, so scheint mir, ist es noch zu früh.

Das neue Kalenderjahr hat begonnen, aber in uns, in unseren Seelen, hat das Jahr des Herrn noch keinen günstigen Anfang genommen. Das will sagen: Die neue Zeit der Gnade ist für uns noch nicht eingetreten, sondern der alte Sauerteig mit seinen Sünden und Leidenschaften hält an; anhält der Winter der Sündhaftigkeit

Schenke uns, Herr, ein neues Gnadenjahr für unsere Herzen und Seelen!

Möge euch alle der Heilige Geist erneuern, nachdem Er euch von aller Sünde gereinigt hat! Amen.

Väterworte

Eine Seele, die unter dem Gesetz der Sünde steht, muß gleichsam durch einen Fluß gehen, dessen Ufer mit Schilf, Gestrüpp und Dornen bewachsen sind.

Will sie hindurch, wird sie sorgfältig die Hände gebrauchen und mit Macht die Hindernisse entwirren müssen, die sich ihr entgegenstellen.

Entschlossen hat sie sich ihren Weg durch die ungestümen Gedanken des Widersachers zu bahnen. Es gehören großer Eifer und Wachsamkeit des Geistes dazu, damit die Seele die Einflüsterungen des Bösen unterscheiden und abwehren kann.

Makarios der Große von Ägypten

P. Johannes Düsing, Jerusalem

Auf der Kathedra des hl. Bischofs Johannes Chrysostomos

Inthronisation des Patriarchen Bartholomäos, Erzbischof von Konstantinopel und Neu-Rom

Genau zwei Wochen nach der Beisetzung des Ökumenischen Patriarchen Demetrios I. wurde am 22. Oktober 1991 von den 15 Metropolitane der Heiligen Synode einstimmig der bisherige erste Metropolit, Bartholomäos von Chalcedon, zum neuen Erzbischof von Konstantinopel und Neu-Rom sowie zum Ökumenischen Patriarchen gewählt. Seine feierliche Inthronisation fand im Phanar am Samstag, 2. November 1991, statt.

Wiederum waren in die Kirche des hl. Großmartyrers Georgios wie bei den Beisetzungsfeierlichkeiten Vertreter aller 15 Landeskirchen der Weltorthodoxie — mit Ausnahme von Zypern — nach Istanbul (Konstantinopel) gereist, angeführt von den Patriarchen von Alexandrien, Antiochien, Belgrad und Bukarest. Das Patriarchat Jerusalem, das vierte in der Reihenfolge der autokephalen orthodoxen Patriarchate, war vertreten durch die beiden Metropoliten Vassilios von Caesarea und Konstantinos von Skythopolis. Dazu kamen Erzbischof Kornelios von Sebastije und Bischof Theophanes von Jamne, Exarch des Patriarchats von Jerusalem in Konstantinopel.

Außer der Georgskirche in der Nähe des Phanar besitzt das Patriarchat Jerusalem ein Kloster auf der Prinzeninsel Chalki, wo auch die beiden Jerusalemer Patriarchen des vergangenen Jahrhunderts, Cyrillos und Nikodimos, begraben sind.

Durch die Anwesenheit der Vorsteher sowie vieler Mönche und Schwestern der dem Ökumenischen Patriarchat unterstehenden Großklöster auf dem Athos und auf Patmos und besonders durch die zahlreichen Pilger aus Athen und Thessalonich stellte die der Inthronisation beiwohnende Gemeinde das dar, was in der orthodoxen Kirche das „Pléroma“ genannt wird, die ganze Fülle der Kirche Christi.

Es war bewegend, als unter den fortgesetzten Rufen „Axios“ — „Würdig“ genau wie bei der Diakonen-, Priester- und Bischofsweihe der neue Patriarch dieselbe Kathedra bestieg, die der Überlieferung nach schon der hl. Johannes Chrysostomos (gest. 407) innehatte.

Der feierlichen Thronbesteigung war ein kurzer Gottesdienst vorausgegangen, in dessen Mittelpunkt das Troparion von Pfingsten stand: „Du bist gepriesen, Christus unser Gott, der Du die Fischer zu Allweisen gemacht hast, ihnen den Heiligen Geist sendend und durch sie die ganze Welt ins Netz nehmend, Menschenliebender, Ehre sei Dir.“

Zu Beginn seiner ersten Ansprache vom Patriarchenthron aus wies der Patriarch darauf hin, daß er in der Nachfolge seines Vorgängers Demetrios, „eines Großen unter den Patriarchen“, das Kreuz des hl. Andreas, des Erstberufenen unter den Aposteln, aufnehmen wolle, um es mit Gottes Hilfe zu dem heiligen Ort Golgatha hinaufzutragen. Im Glauben wisse er, daß ihm als Mitgekreuzigtem mit dem Herrn und seiner unter dem Kreuz stehenden Kirche auch das Licht der Auferstehung aus dem „allerheiligsten und lebenspendenden Grab, der Quelle auch unserer Auferstehung“, zuteil werde.

Er wolle seine väterliche Hirtensorge den ihm anvertrauten Gläubigen widmen und darüber hinaus der im gleichen Glauben und im einen Kelch mit ihm geeinten gesamten Orthodoxie, deren Spiritualität auch heute, da die Zeiten der Welt zu Wogen geworden sind, maßgeblich vom Geiste des Mönchtums getragen werde.

Unter seiner Führung wolle die „Große Kirche“ von Konstantinopel gemäß der Bleiligen Überlieferung (Paradosis), wie sie sich im Typikon darstelle, das liturgische Leben praktizieren und feiern, denn „dies ist das Zentrum unserer christlichen Existenz und unseres Lebens“. Der Patriarch wies darauf hin, daß in der Großen Woche vor Ostern das heilige Myron aufs neue feierlich geweiht werden solle, denn dies gehöre zu den geistlichen Höhepunkten der byzantinischen Orthodoxie.

Es war bemerkenswert, daß Patriarch Bartholomäos den „Kuß des Friedens und der Liebe“ zuerst den Hierarchen der Altorientalen: der armenischen, koptischen, äthiopischen und syrischen Kirche entbot. Er wandte sich an sie "in der Hoffnung auf die baldige Gemeinschaft im Glauben und im gemeinsamen Kelch". Erst dann galt

sein Grußwort „Seiner Heiligkeit Johannes Paul II. dem Papst des Alten Rom, mit dem wir in der Gemeinschaft der Liebe stehen“.

Er wolle im Geist seiner Vorgänger Athenagoras und Demetrios alles in seinen Kräften Stehende tun in „Gottesfurcht, Aufrichtigkeit, Ehrenhaftigkeit und Klugheit“, um auf dem Weg des Dialogs der Wahrheit zu der vom Herrn der Kirche uns aufgetragenen Einheit zu gelangen.

Wörtlich dann: „Wir sind überzeugt, daß unser Bruder im Westen all die vielen Möglichkeiten ausnutzen wird, die ihm zur Verfügung stehen, und mit uns zusammenarbeiten wird auf dem Weg zu diesem heiligen Ziel“

Aus diesen Worten des Patriarchen, die er an die vor ihm sitzenden Vertreter des Vatikans Kardinal Cassidy, Bischof Monterisi und Bischof Duprey richtete, war deutlich herauszuspüren, wie sich das ökumenische Klima zwischen der Orthodoxen und der Römisch-katholischen Kirche im gegenwärtigen Zeitpunkt abgekühlt hat. Manche sprechen mit Recht von einem Tiefpunkt, wie es ihn in den letzten 25 Jahren nicht gegeben hat.

Für den Schreiber dieser Zeilen, der bewegten Herzens an dieser gleichen Stelle in St. Georg im Phanar im Juli 1967 und im November 1979 die Begegnungen zwischen Patriarch Athenagoras und Papst Paul VI. bzw. zwischen Patriarch Demetrios I und Papst Johannes Paul II. miterleben durfte, ist das eine schmerzliche Feststellung.

Gerade für den neuen Ökumenischen Patriarchen, der sich in den vergangenen Jahren wie kaum ein anderer um die interorthodoxen Beziehungen bemüht hat und der seinen Vorgänger seit 1987 bei all seinen beschwerlichen Pilgerreisen zu den anderen orthodoxen autokephalen Gliedkirchen, angefangen in Jerusalem, dann nach Rom, Canterbury und Genf begleitet hat, sind die traurigen Ereignisse der letzten Zeit in der Ukraine und in Rußland, in Rumänien und in der Ostslowakei ein Grund großer Betrübnis und Sorge.

Unierte - kein Modell der Einheit

Weiß er doch, daß im Verband der gesamten Orthodoxie der gute Wille des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel gerade jetzt, in der Zeit der letzten Vorbereitung auf die „Große und Heilige Synode“, nicht ausreichen kann, den weiteren guten Verlauf des vor elf Jahren so hoffnungsvoll begonnenen theologischen Dialogs zwischen unseren beiden Kirchen zu gewährleisten, der doch zur eucharistischen Koinonia führen soll.

Anders ausgedrückt: Die Fortführung dieses Dialogs ist zur Zeit in höchster Weise gefährdet, wenn das leidvolle Problem der Unierten, das kein Modell der Einheit ist, sowie die Frage unserer „missionarischen Tätigkeit“ im Bereich der orthodoxen Patriarchate von Moskau und Bukarest nicht neu überdacht und einer wahrhaft ökumenischen Lösung zugeführt wird.

Es war dies für viele bei der Inthronisationsfeier im Phanar ein großes Gebetsanliegen wie auch an den Gräbern der beiden Patriarchen Athenagoras und Demetrios in Balukli, dem Kloster der „Gottesmutter von der lebenspendenden Quelle“ vor der Landmauer des alten Konstantinopel.

Der eklesiologische Durchbruch nach neun Jahrhunderten schmerzlicher Trennung, wie er sich im Januar 1964 auf dem Ölberg in der Heiligen Stadt Jerusalem vollzog in der Begegnung zwischen Athenagoras, Paul VI. und dem Patriarchen von Jerusalem, Benediktos, und der dort begonnene Dialog der Liebe können und dürfen nicht nur eine Episode gewesen sein.

In unmittelbarer Nähe des Patriarchenthrones im Phanar befindet sich die hochverehrte Mosaik-Ikone „Hodegetria“, der Patronin der Marienstadt Konstantinopel aus dem 9. Jahrhundert. „Conjunctrix olim dissidentium — Verbinderin der einst Getrennten“ hat der hl. Patriarch Germános von Konstantinopel (gest 730) die Gottesmutter genannt, und der Akathistos-Hymnos unterstreicht dies mit den Worten: „Freue Dich, die Du Gegensätze verbindest, die Jungfräulichkeit und das Gebären vereinst“ (Ikos 8).

Bethlehem, gerüstet sei! Vorbereitet
werde die Krippe!
Der Ankunft harre die Grotte! Gekommen
ist die Wahrheit.
Versunken ist das Schattenreich —
und Gott selbst,
Aus einer Jungfrau geboren, ist erschienen
den Menschen;
Verwandelt, an Gestalt wie wir, Doch die
angenommene Gestalt vergottend.
Wieder und neu wird gestaltet der Adam
mit Eva gemeinsam,
Da beide ausrufen:
„Auf der Erde erschien das Wohlgefallen,
zu retten unser Geschlecht“
Jetzt beeilt sich die prophetische
Verheißung, erfüllt zu werden
Auf mystische Weise — die Botschaft,
die da lautet
„Du aber Bethlehem, Landschaft in Juda,
nicht bist du die geringste
Unter den Fürsten, da du die Grotte
hast ausgestattet
Aus dir wird Fleisch werdend hervorgehen
der Lenker der Völker;
Aus einer Jungfrau, einer zarten, wird
geboren werden Christus,
der Gott, der auf die Weide führen wird
sein Volk, das neue Israel.“
Bringen wir alle ihm unsere Verehrung dar!
Stichera des Patriarchen Sophronios
von Jerusalem (634-638)

Archimandrit Sophroni, Athos

Lebendige Kirchengeschichte

Erinnerungen an Starez Siluan

Seinen Militärdienst leistete Semjon in Petersburg ab, und zwar in einem Pionierbataillon der Leibgarde. Vor einem Fest fuhr er mit drei Kameraden aus dem gleichen Bataillon in die Stadt. Sie gingen in ein großes, hell erleuchtetes Restaurant, aus dem laute Musik herausschallte. Man bestellte Abendbrot mit Wodka und unterhielt sich munter. Semjon wurde immer einsilbiger, so daß einer seiner Kameraden fragte: „Semjon, warum bist du so schweigsam, was hast du?“

„Ich überlege mir gerade, wir sitzen hier in der Gaststätte, essen, trinken Wodka, hören Musik und sind gute Dinge, während man auf dem Athos jetzt Nachtwache hält und die ganze Nacht hindurch betet. Was meint ihr, wer wird im jüngsten Gericht bestehen können, sie oder wir?“ Da schaltete sich der andere ein: „Was ist Semjon doch für ein sonderbarer Mensch. Wir hören Musik und sind lustig, aber er ist mit den Gedanken auf dem Athos und beschäftigt sich mit dem jüngsten Gericht.“

* *

Nachdem er seinen Militärdienst in der Garde beendet hatte, fuhr Semjon, kurz bevor die Soldaten seines Jahrgangs nach Hause entlassen wurden, mit dem Schreiber der Kompanie zu Vater Johannes von Kronstadt. Sie wollten sich seiner Fürbitte und seines Segens versichern. Leider trafen sie Vater Johannes nicht an und ließen nur einen Brief zurück. Der Schreiber setzte ein kluges Schriftstück in akkurater Handschrift auf; Semjon fügte nur ein paar Worte hinzu: „Batjuschka, ich möchte Mönch werden. Beten Sie für mich, daß die Welt mir nicht in den Weg tritt.“

* *

Wir erinnern uns an eine Unterhaltung, in der er einen Eremiten korrigierte. Der Einsiedler hatte gesagt: „Gott wird alle Atheisten strafen. Sie werden im ewigen Feuer brennen.“ Offenbar bereitete es ihm Genugtuung, daß sie im Höllenfeuer bestraft werden sollten. Der Starze konnte nur schlecht seine innere Erregung verbergen und erwiderte: „Sag mir doch bitte, wenn du in das Paradies versetzt wirst und von dort siehst, wie ein anderer im höllischen Feuer brennt, wirst du darüber ruhig bleiben können?“ — „Was ist da zu machen, sie sind selbst schuld“, sagte jener. Der Starze antwortete traurig: „Die Liebe wird das nicht ertragen können. Man muß für alle beten.“

Einmal wurde er gefragt: „Ist die geschäftige Wirtschaftsverwaltung, wo man notgedrungen mit vielen Menschen zu tun hat, der monastischen Abgeschiedenheit nicht abträglich?“ Vater Siluan erwiderte: „Was heißt Abgeschiedenheit? Sie ist fortwährendes Gebet und ein Verweilen der Gedanken bei Gott. Vater Johannes von Kronstadt war immer unterwegs, aber er war Gott näher als so mancher Einsiedler. Wirtschaftsverwalter bin ich geworden, weil dies mein Auftrag war, und mit dem Segen des Abtes habe ich dabei besser beten können als im alten Russikon, wo es mich, wenn es nach mir gegangen wäre, der Abgeschiedenheit wegen hingezogen hätte ... Wenn die Seele das Volk liebt und Mitleid mit ihm hat, dann wird das Gebet nicht zu kurz kommen.“

*

*

Wir kennen ein Gespräch des Starzen, das er mit einem Archimandriten führte. Dieser trieb Mission unter Christen anderer Konfession. Der Archimandrit hatte große Achtung vor dem Starzen und war schon des öfteren anlässlich eines Besuches auf dem Heiligen Berg zu ihm gekommen. Auf die Frage, wie er predige, antwortete der Archimandrit, ein junger und noch unerfahrener Mann, heftig gestikulierend und offensichtlich etwas aufgeregt: „Ich sage ihnen, euer Glaube ist nichtig, alles ist bei euch verbogen, unrichtig, ihr werdet das Heil nicht erlangen, wenn ihr nicht Buße tut.“

Der Starze hörte sich alles an und fragte dann: „Sagen Sie doch bitte, Vater Archimandrit, glauben denn diese Leute an den Herrn Jesus Christus, daß Er wahrer Gott ist?“ — Ja, das glauben sie.“

„Und achten sie auch die Mutter Gottes?“ „Sie achten Sie, aber ihre Lehre über Sie ist falsch.“ „Und werden die Heiligen auch geehrt?“ ja, man ehrt sie, aber erst von der Zeit an, wo ihre Konfession von der Kirche abgefallen ist, was können sie schon für Heilige haben?“

„Und sie halten Gottesdienste in den Kirchen, lesen und hören das Wort Gottes?“

ja, es gibt bei ihnen auch Gottesdienste in der Kirche, aber die müßten Sie einmal sehen, wie kalt und seelenlos es da zugeht.“

„Nun denn, Vater Archimandrit, ihre Seele wird wissen,

was sie da recht tun, daß sie an Jesus Christus glauben, die Gottesmutter und die Heiligen ehren, daß sie sich zum Gebet rufen lassen — während Ihr ihnen all die Zeit

ist, die Gottesmutter und die Heiligen zu ehren, daß es recht ist, wenn sie zum Gottesdienst in die Kirche gehen und zu Hause beten, das Wort Gottes lesen usw., und wenn Ihr dann ihnen ihre Fehler vor Augen führt, dann werden sie es annehmen, und es wird für alle gut sein. Der Herr wird Sich freuen über sie.

Vor kurzem ist der ehrwürdige Starze Siluan (1866 bis 1938), mit weltlichem Namen Semjon Iwanowitsch Antonow, von der Kirche in Konstantinopel heiliggesprochen worden. Er entstammte einer bäuerlichen Familie im Raum Tambow und lebte fast ein halbes Jahrhundert auf dem Heiligen Berg Athos von 1892 an. Als er starb, sagte einer seiner Mitmönche: „Vater Siluan hat das Maß der heiligen Väter erreicht.“

Sein späterer Biograph wurde von einem Bischof gebeten: „Sammeln Sie alles, und schreiben Sie selbst Kleinigkeiten auf, die von ihm zu vermelden sind, solange Sie und seine Augenzeugen noch leben ... Dies ist lebendige Kirchengeschichte. Ich wende mich betend an Vater Siluan und an den Gottesmann Johannes von Kronstadt und bitte um Ihre Fürsprache vor Gott.“

Über ein halbes Jahrhundert später bestätigt sich die Wahrheit dieser Worte dadurch, daß fast gleichzeitig beide Glaubensmänner kanonisiert worden sind.

Wenn eine Landeskirche eine Kanonisierung bewirkt, hat sie für die gesamte Panorthodoxie Gültigkeit, d. h. für die orthodoxe Weltkirche. Daher erfährt jetzt die schon seit vielen Jahren eingebürgerte Verehrung des Starzen Siluan nunmehr in Rußland ihre kanonische Legitimität. Auf dem Heiligen Berg ist bereits eine Ikone des Ehrwürdigen gemalt und ein Offizium aus dem Griechischen ins Kirchenslawische übersetzt worden.

In der Erwartung, daß der Starze Siluan auch im Heiligenverzeichnis der russischen Menäen aufgenommen werden wird, gilt ihm jetzt schon unser Seufzen: „Ehrwürdiger. Vater Siluan, bitte Gott für uns!“

Mönchspriester Sophroni, der mit dem Starzen im Gebet und Sakrament besonders verbunden war, hat ein Buch verfaßt über dessen Leben, Lehre und Schriften. Obgleich es bislang lediglich in Schreibmaschinenabschrift kursiert, hat es in Rußland so große Verbreitung gefunden, daß Fragmente davon bereits in einem der „Handbücher des Priesters“ publiziert worden sind. Wir veröffentlichen einige Streiflichter aus dem Leben des ehrwürdigen Siluan, wie er von Mönchspriester Sophroni gesehen und erlebt worden ist.

Wir alle werden durch die Gnade Gottes gerettet, denn Gott ist Liebe. Und deswegen sollte auch jede Predigt von der Liebe ausgehen. So wird der Nutzen haben, der predigt, und der, der ihn hört. Wenn Ihr aber die Seele der Leute schmählt, werden sie nicht auf Euch hören noch Nutzen davon haben."

*

Im Jahre 1932 besuchte ein katholischer Gelehrter das Kloster. Er erkundigte sich nach der Lebensweise des Heiligen Berges und fragte u. a.: „Welche Bücher lesen denn Ihre Mönche?“

„Johannes Klimakos, Abt Dorotheos, Theodor Studites, Cassian den Römer, Ephräm den Syrer, Barsanuphios und Johannes, Makarios den Großen, Isaak den Syrer, Symeon den Neuen Theologen, Nikita Stethatos, Gregor den Sinaiten, Gregor Palamas, Maxim den Bekenner, Hesychos Diadochos, Nil und andere Väter, die es in der Tugendliebe gibt“, antwortete Vater W.

„Eure Mönche lesen diese Bücher! Bei uns werden sie nur von Professoren gelesen“, sagte der Wissenschaftler, ohne seine Verwunderung zu verbergen.

„Es sind bei uns die Handbücher für einen jeden Mönch. Sie lesen auch andere Werke der heiligen Kirchenväter sowie Abfassungen späterer kirchlicher Schriftsteller wie z. B. die von Bischof Ignati Brjantschaninow und Bischof Theophan dem Klausner, vom ehrw. Nil Sorski, von Paissi Welitschkowski, Johannes von Kronstadt und anderen.“

Als darüber dem Starzen Siluan berichtet wurde, bemerkte er: „Sie hätten dem Doktor auch sagen können, daß unsere Mönche diese Bücher nicht nur lesen, sondern ähnliche zu verfassen sehr wohl imstande wären. Bloß, Mönche schreiben nicht, denn es gibt schon so viele gute Bücher, und sie begnügen sich damit; würden sie jedoch der Vernichtung preisgegeben, könnten die Mönche durchaus als Ersatz neue verfassen.“

* *

*

Viele Jahre hindurch leitete Vater Diadoch die große Nähstube des Klosters, ein in allem beispielgebender Mönch: akkurat bis zur Pedanterie, ein Liebhaber des Gottesdienstes, belesen, sanft im Umgang und von edler Haltung. Kein Wunder, daß er allgemeine Achtung genoß. Zu seinem Namenstag fand ich ihn einmal in der Gesellschaft seiner geistlichen Freunde. Versammelt waren der Beichtvater der Starzen, Vater Trophym, und der Starze Siluan. Was vorher besprochen worden war, weiß ich nicht, wurde aber Zeuge folgenden Gespräches.

erzählt, ihr Glaube taue nichts. So werden sie nicht auf Euch hören. Wenn Ihr aber den Leuten sagen würdet, was sie recht tun, nämlich an Gott glauben, daß es recht

Der Beichtvater berichtete von einer Zeitungsmeldung und wandte sich an den Starzen mit der Frage: „Und was, Vater Siluan, denken Sie darüber?“

„Ich mag die Zeitungen nicht, Väterchen, und auch nicht ihre Neuigkeiten.“ — „Warum denn?“ — „Weil die Zeitungslektüre unseren Sinn umnebelt und uns am reinen Gebet hindert“

„Seltsam“, warf der Beichtvater ein, „ich sehe es gerade umgekehrt. Die Zeitungen helfen mir zum Gebet. Wir leben hier in der Abgeschiedenheit, sehen nichts, unsere Seele vergißt allmählich die Welt, schließt sich ab, und das Gebet wird dadurch nur schwächer ... Wenn ich Zeitung lese, erfahre ich, was in der Welt vor sich geht, wie die Menschen leiden, und in mir steht der Wunsch auf, für sie zu beten. Ob ich dann die Liturgie feiere oder in meiner Zelle bete — ich bitte Gott von Herzen für die Menschen und für diese Welt“

„Eine Seele, die für die Welt betet, weiß ohne Zeitungen besser, woran die Welt krank“, meinte dagegen Vater Siluan, „sie weiß auch um die Bedürfnisse der Menschen und empfindet Mitleid mit ihnen.“

„Wie aber soll die Seele das von sich aus wissen, was in der Welt geschieht“, wandte der Beichtvater ein.

„Die Zeitungen schreiben nicht über die Menschen, sondern über Ereignisse. Und genau hier liegt der Fehler. Sie verwirren den Verstand, und die Wahrheit findest du darin sowieso nicht. Das Gebet aber klärt den Verstand ab, und er sieht alles um so schärfer.“

„Mir ist nicht ganz klar, was Sie damit sagen wollen“, warf noch einmal der Beichtvater ein.

Alle warteten gespannt auf die Antworten des Starzen Siluan. Der aber saß schweigend mit geneigtem Kopf da und gestattete sich in Gegenwart des Beichtvaters und älterer Mönche keine weitere Erklärung, auf welche Weise die Seele, auch wenn sie fern der Welt lebt und für sie betet, doch durch den Geist das Leben der Welt sowie die Bedürfnisse und Leiden der Menschen kennt

*

*

An einem Donnerstag, es war der 2./15. September 1938, sprach ich in der fünften Stunde nach athonitischer Zählung, also gegen elf Uhr, bei dem Starzen im Büro vor und fand ihn, wie immer, ruhig; er sprach mit seiner etwas verschleierte Stimme. Ich konnte keinerlei äußerliche Veränderung an ihm feststellen, er war ganz und gar seiner Arbeit hingegeben.

Nach dem Mittagessen ging ich zu ihm in die Zelle. Mir fiel auf, daß er sich verändert hatte, und ich fragte: „Starze, was ist mit Ihnen?“ „Ich fühle mich nicht wohl.“ Auf meine Frage: „Wollen Sie etwa sterben?“ antwortete er: „Ich habe die rechte Demut noch nicht erreicht“

Ich hatte keinen Zweifel daran, daß er die unbeschreib-



Der in Rußland geborene Starze Siluan lebte 46 Jahre auf dem Athos. Seine Mithbrüder verehrten ihn als einen von Gott hochbegnadeten Menschen

wieder vor Augen stand. Hatte er doch darüber aus der Summe seines Nachdenkens geschrieben: „Selig die Seele, die sich seelische und körperliche Reinheit bewahrt. Sie liebt der Herr und gewährt ihr die Gnade des Heiligen Geistes; und diese Gnade bringt sie dazu, Gott so sehr zu lieben, daß sie sich vor lauter süßer Erfahrung des Heiligen Geistes nicht von Gott losreißen kann und unersättlich nach Ihm trachtet. Denn die Gottesliebe hat kein Ende.“

Ich kannte wohl einen Mann (das ist er selbst), den der gnädige Herr mit Seiner Gnade heimsuchte; und hätte Er ihn gefragt „Willst du, daß Ich dir größere Gnade schenke?“ Dann würde die im Leibe in Schwachheit gebundene Seele erwidert haben: „Herr, Du siehst, wenn es noch mehr ist, werde ich es nicht ertragen können und sterben.“

Solange sie noch im Leibe sind, wird nur ganz wenigen Gottesmännern jene hohe Gnade zuteil, und dann lediglich für einen Augenblick, in dem sich freilich die unendliche Ewigkeit vor ihnen auftut

Georgi P. Fedotow

Heilige Männer und Frauen im alten Rußland

Zeugnisse herausgehobenen Lebens durch die Jahrhunderte

Heilige Fürsten und Narren in Christo machen fast ausschließlich die Gruppe der in der Welt lebenden Heiligen Rußlands aus. Sie verkörpern zwei einander entgegengesetzte Richtungen in dem Dienst der Laien an der Welt. Die einen tragen soziale Verantwortung in einem hohen und von der Welt geachteten Amt, die anderen entscheiden sich für die radikalste Form der Weltverachtung inmitten der Forderungen des Alltags.

In der Kanonisierung von Laien entscheidet sich die Kirche für die extremen Pole der Gerechtigkeit und läßt damit den repräsentativen Charakter solcher Heiligensprechungen im Vergleich zu anderen kirchlichen Ämtern hervortreten. Nur wenige Namen von heiligen Laien, die außerhalb dieser beiden Kategorien bleiben, lassen Züge der russischen Volksfrömmigkeit reliefartig hervortreten.

Simeon Werchoturski (gest. 1642) stammte aus einem Adelsgeschlecht, verließ in der Zeit der Wirren seine Heimat und kam in die Gegend von Werchouurje, einem sibirischen Städtchen im späteren Gouvernement Perm. Er ließ sich 54 km von der Stadt entfernt in einem Dorf namens Merkuschinsk nieder, wählte das Leben eines Pilgers und verdiente sein Brot durch das Nähen von Pelzen sowie durch Fischfang. Später noch erinnerten sich alte Leute daran, wie er ungeachtet seiner Armut andere beköstigte und die heidnischen Wogulitschen zum Christentum führte.

Fünzig Jahre nach seinem Tode sorgten Wunder an seinem Grabe dafür, daß man ihn regional zu verehren begann. Der hl. Simeon kann nicht als Einsiedler gelten, obwohl seine Liebe zur Stille und Einsamkeit offensichtlich ist und ihn zur Übersiedlung in die sibirische Wildnis bewog.

Der Grundzug seines Glaubenslebens ist der Zug zu sozialer Selbstbescheidung. Als Adliger, der freiwillig das bäuerliche Leben vorzog, erinnert er an den Smolensker Fürsten Andrej, der in Perejaslawl Kirchendiener bei einem Moskauer Bojaren oder Fürsten wurde, nachdem dieser sich im Chlopsker Kloster um Christi willen im Narrentum üben wollte. Ähnlich haben viele nicht kanonisierte Gerechte des 18. und 19. Jahrhunderts gewirkt. Dem entspricht auch die großartige Legende vom Starzen Fjodor Kusmitsch.

Artemi Werkolski (gest. 1545) war ein Bauernjunge aus dem Gebiet um Archangelsk und wurde im Alter von 12

Jahren von einem Blitz erschlagen. Seine Vita entstand in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts; in ihr wird lediglich erwähnt, daß Artemi mit fünf Jahren bereits "kindliche Gepflogenheiten ablegte und Kinderspiele verachtete". Dieser in den russischen Wen häufig vorkommende Zug hat hier seine volle Berechtigung. Der Knabe wurde schon früh zu Landarbeiten herangezogen, und dieses sein "irdisches Werk" veranlaßt den Autor der Vita zu einem Urteil über die Heiligkeit des Ackerbaus im Vergleich mit den alttestamentlichen Gerechten. Das Gewitter, das den Knaben auf dem Felde überraschte, wird in solch einer Elementargewalt dargestellt, daß man darin — wie in den Viten der Narren in Christo — eine Offenbarung der Macht Gottes empfindet "Der Selige erschrak zutiefst, und von diesem großen Entsetzen gepackt, hauchte er seinen Geist unter dem Donnerschlag aus."

Rechtfertigung nach 35 Jahren

Ein so plötzlicher Tod durch Blitzschlag ohne Buße läßt eine sehr unterschiedliche religiöse Erklärung zu. Die Vita erinnert an das Wort der Schrift „Wenn aber der Zorn Gottes oder Blitz und Donner einen Menschen schlagen, so spreche Ich Selbst das Urteil über meinen Knecht“ Die Leute in Werkolsk beerdigten deswegen Artemi im Wald und nicht auf dem Friedhof, weil sie durch das Geschehen in Zweifel über die religiöse Wertung dieses Todes gekommen waren.

Jedoch 35 Jahre später entscheidet in der folgenden Generation das Gericht Gottes zugunsten der Heiligkeit Artemis. Über seinem Grab erstrahlt plötzlich Licht, und man bettet seinen Körper in die Kirche um, wo alsbald Wunder sich ereignen. Nunmehr galt Artemi als reines Opfer, das Gott wohlgefällig war, Und rückte in die Nähe der heiligen Märtyrer.

Den Sinn einer solchen Glaubenshaltung deuten uns Boris und Gleb, die ersten russischen Heiligen. Wir wissen auch um andere Märtyrer fürstlichen Geblüts. Mit besonderer Ehrerbietung denkt die russische Frömmigkeit an Kleinkinder, die eines gewaltsamen Todes starben. Hier paart sich das Schlachtopfer mit der Reinheit eines Kleinkindes. So erklärt sich auch die Kanonisierung des erschlagenen Zarewitschs Dimitri und des Knaben Gabriel Slutski (gest. 1690), in denen man Opfer eines Ritualmordes sah.

In dem 42 km von Nowgorod entfernten Kloster Menjushsk werden die Reliquien der Kleinkinder Jakob und Johannes verehrt, die zur Zeit Iwans des Schrecklichen umkamen. Nach den Nowgoroder Überlieferungen und Menäen wurde der Einjährige Johannes beim Spiel unbeabsichtigt von seinem Bruder erschlagen, der sich daraufhin, zu Tode erschrocken, im Ofen verbarg und infolge einer Rauchvergiftung starb. So gibt es noch mehr Beispiele von nicht kanonisierten, in der Folge aber verehrten Märtyrern.

In Uglitsch ehrte das Volk den kleinen Johannes Tschepolosow, der als Siebenjähriger von einem Arbeiter seines Vaters, Marktaufseher in der Stadt, umgebracht worden war (gest 1663).

Sattsam bekannt ist der Petersburger Volkskult, der von der Gruft des getöteten Zaren Pawel ausging. Diese letzten Beispiele sind illegitime Zweige an dem Baum der Märtyrer. Demgegenüber wurde die Verehrung Wassilis von Mangaseje zeitweise von der Kirche übernommen. Er war der Sohn eines Jaroslawler Kaufmanns und arbeitete als Ladengehilfe in der sibirischen Stadt Mangaseje, die es heute nicht mehr gibt. Sein Dienstherr verdächtigte ihn des Diebstahls, peinigte ihn, brachte ihn in die Wojewodenhütte und erschlug ihn schließlich durch einen Hieb mit dem Schlüssel an die Schläfe. Aus Angst vor der Verantwortung verscharrte er den Leichnam des Unglücklichen ohne Beerdigung (1602).

Doch fünfzig Jahre darauf gab es an diesem Grab seltsame Zeichen. Im 17. Jahrhundert errichtete man über dem Grab eine Kapelle, bevor man den Körper exhumierte und in das Kloster Turuchansk überführte, wo er in einem vergoldeten Schrein zur Verehrung aufgestellt wurde.

Umstrittene Kanonisierung einer ganzen Familie

Als 1803 eine Epidemie die Gegend heimsuchte, erlaubte man beim Vollzug der „Fürbitten“ die Aufstellung eines Gnadenbildes, das Wassili darstellt. Weil Metropolit Ambrosi, der zur Beruhigung des aufgebracht Volkes die Fürbitten erlaubt hatte, sie gleichzeitig aber als Aberglauben abtat, kann man in diesem Kult keinerlei Kanonisation sehen. Wassili blieb auch nach dem Tode des Hierarchen weiterhin ein Verehrter des Volkes.

Keinesfalls können zu den Märtyrern die Geschwister Alfinow, Nikita, Kyrill, Nikiphor, Kliment und Isaaki gerechnet werden, deren Reliquien im Nowgoroder Antonjew-Kloster verborgen gehalten wurden.

Dies ist wohl ein besonderer Fall in der russischen Hagiologie, der uns die größten Rätsel aufgibt, weil es sich hier um die Kanonisierung einer ganzen Familie handelt, über die keinerlei Informationen vorliegen. Sogar die Zeit ihres Lebens ist unbekannt. Die Überlieferung sieht in ihnen Nowgoroder Possadniks und Erbauer des Sokolnizki-Klosters, von wo ihre Gebeine nach einem Brand 1775 verlegt worden waren.

Wahrscheinlich wurden die Brüder in ihrem Kloster als fromme Stifter verehrt, ohne daß ihr Kult Volkscharakter annahm. Er war von kirchlicher Regionalprägung.

Bei der großen Zahl von heiligen Laien in Rußland wundert man sich über das Fehlen von Kanonisierungen jener Priester, die zum weißen Klerus gehörten. Bekannt sind zwei Namen: Maxim Totemski (gest 1650) und Simeon Malopineshski (gest 1585). Der erste Priester war Narr in Christo und als solcher nicht kanonisiert, der zweite hatte kurz vor seinem Tode das S'chima genommen und wurde als Ehrwürdiger in das Heiligenverzeichnis eingetragen.

Als Erklärung dafür, daß so wenige Priester in der russischen Kirche heiliggesprochen wurden, kann man auf das niedrige Niveau des weißen Klerus im alten Rußland verweisen und die sich daraus erklärende geringe Ach-

Georgi Petrowitsch Fedotow, Historiker und Publizist, wurde am 1. Oktober 1886 in Saratow geboren. Er besuchte das Gymnasium in Woronesh. Als aktives Mitglied der Sozialdemokratischen Partei wurde er 1905 des Landes verwiesen. Drei Jahre später studierte er Mediävistik an der Fakultät für Geschichte und Philologie der Petersburger Universität.

Die Verhältnisse in Rußland zwangen ihn 1925 zur Emigration. In Paris arbeitete er an mehreren Zeitschriften mit und las am Orthodoxen Theologischen Institut Hagiologie. Die Zeit in Paris zählt zu den fruchtbarsten Abschnitten seines Lebens. Er verfaßte drei Bücher und einige hundert Artikel.

1941 ging er in die USA, wo er von 1945 an bis zu seinem Tode am 1. September 1951 eine Dozentur am Hl. Wladimir-Seminar innehatte.

tung vor diesem Stand. Historische Quellen berühren ihn lediglich kritisch, wenn sie seine Mängel geißeln wollen. Historiker beschreiben die Landgeistlichkeit wenig anders als die bäuerliche Bevölkerung sowohl was ihre Arbeitsweise als auch ihre Bildung angeht

Folglich hob sich die Rechtschaffenheit des priesterlichen Standes wenig von der der Laien ab, deren Heiligkeit in den beiden Extremen als die von fürstlichem Geblüt oder als die von Narren in Christo kanonisiert wurde. Die weiße Geistlichkeit stellte sozial wie sozio-politisch in ihrer Alltagsbeziehung die gesellschaftliche Mitte dar, und der Mangel an heiligen Priestern verwundert nicht weniger als der von heiligen Bojaren oder Kaufleuten. Der geistliche Stand als solcher wurde von dem heiligen Bischof repräsentiert.

Nicht groß ist die Zahl der heiligen Frauen in der russischen Kirche: Von ihr heiliggesprochen sind wohl nur zwölf insgesamt. Die bekannte soziale Niedrigstellung der russischen Frau, zumal in der Moskauer Periode, wirkte sich offensichtlich auch im geistlichen Leben aus: Ihr fehlten religiöse Initiative, heroische Opferbereitschaft, dafür hatte ihre Frömmigkeit einen warmen Charakter. Die Frauenklöster in Rußland waren eher Institutionen öffentlicher Geringschätzung, sie galten als Zufluchtort für Witwen und unverheiratete Jungfrauen, vorzugsweise aus der Bojarenschicht. Weder heroische Großtaten noch ein Leben in der Einsamkeit sind unter den russischen Nonnen bekanntgeworden.

Nichtsdestoweniger gibt es unter ihnen Namen, die jedem russischen Herzen teuer sind. Allen voran die apostelgleiche Olga, deren Verehrung noch vor der des Fürsten Wladimir begann. Wladimir selbst hat ihren Sarg in die Zehntkirche umbetten lassen, vielleicht in der Hoffnung auf ihre Heiligsprechung. Wann — noch in vormongolischer Zeit — ihre Kanonisation stattgefunden hat, ist unbekannt. Ihre Laudatio ersetzt die Vita und fügt keine Berichte aus ihrem Leben zu den Legenden der Chronik hinzu. Die russische Kirche ehrt sie weniger als Asketin, sondern vielmehr als erste Täuferin der Rus, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes.

Nach ihr treten eine Reihe von Fürstinnen auf, die als Klosterstifterinnen und Äbtissinnen bekanntgeworden und dem Kreis der heiligen Fürsten und Ehrwürdigen zuzurechnen sind. Alle heiliggesprochenen russischen Nonnen waren fürstlicher Herkunft. Selbst die heilige Charitina von Nowgorod wird von der Überlieferung als litauische Fürstin vorgestellt, die mit dem Fürsten Theodor verlobt war (13. Jahrhundert).

Ehrwürdige, von der Kirche kanonisierte Fürstinnen waren Euphrosynia von Polozk, Anna von Kaschin, die Gattin des hl. Fürsten Michael Jaroslawitsch von Twer, die in einem Kloster 1368 starb, Euphrosynia von Susdal, Tochter des hl. Fürsten Michael von Tschernigow, und Euphrosynia (in der Welt Eudokia) von Moskau, die Gattin von Dmitri Donskoi, die erst kurz vor ihrem Ableben Nonne im Kloster nun Heimgang der Jungfrau wurde (gest. 1407).

Die volkstümliche oder regional klösterliche Verehrung fügt noch eine Reihe weiterer Namen hinzu: Eupraxia von Pskow, Solomonia (Sophia) von Moskau, die verschiedene Frau von Wassili III., sowie andere.

Unter ihnen ragt Euphrosynia von Polozk (gest. 1173) wegen ihrer scharf profilierten Vita, ihrer großen Charakterstärke und ihrer Bildung als eine Förderin der Kirche hervor. Tochter des Polozker Fürsten Swjatoslaw Georgi, wies die junge Predislawa alle Freier ab und zog in das Kloster ihrer Tante unter dem Namen Euphrosynia. Sie hielt es indessen dort nicht aus und erhielt die Erlaubnis des Bischofs, sich an der Kathedrale der hl. Sophia niederzulassen. Hier befaßte sie sich mit dem Abschreiben von Büchern, die sie verkaufte und den Erlös unter die Annen verteilte.

Dann erhielt sie vom Bischof die in Stadtnähe gelegene Erlöserkirche in Selz, ließ hier einen massiven Kirchenbau aufführen sowie ein Frauenkloster. Ungeachtet des Widerstandes ihrer Eltern, zog sie ihre Schwester Gorislawa, ihre Base Swenislawa und zwei Nichten in dieses Kloster. "Die Gabe der seligen Euphrosynia war, daß, wenn sie jemanden in den Blick nahm, dieser alsbald wußte, ob in ihm ein tugendsamer Geist wohnte." Sie gab sich mit dem Bau eines Nonnenklosters nicht zufrieden, sondern gründete auch ein Mönchskloster mit einem Gotteshaus, das der Geburt Christi geweiht war.

Die hl. Euphrosynia hegte eine besondere Verehrung für die Heiligtümer Griechenlands und des orthodoxen Orients. Davon zeugt auch ein in Polozk erhalten gebliebenes Kreuz mit Reliquien griechischer Heiliger und die von ihr aus Konstantinopel beschaffte Kopie einer Gottesmutter-Ikone, die dem hl. Evangelisten Lukas zugeschrieben wird. Das Gnadenbild befindet sich in der Kathedrale von Toropezk. Noch im Alter unternahm sie mit ihrem Bruder und ihrer Schwester die beschwerliche Reise über Konstantinopel in das Heilige Land, von wo sie nicht zurückkehren sollte.

Sie wollte in Jerusalem sterben und hatte sich zuvor in Polozk von ihren Verwandten verabschiedet, die sie tränenreich ziehen ließen. Nachdem sie ein goldenes Weihrauchgefäß am Grabe des Herrn abgesetzt hatte, hatte sie keine Kraft mehr, bis zum Jordan zu gehen und starb in dem russischen Kloster der Gottesgebälerin. Ihre Reliquien wurden später nach Rußland überführt, wo sie in den Kiewer Höhlen ihre letzte Ruhe fanden. Erst im Jahre 1910 wurde sie im heimischen Polozk beigesetzt.

Stifter Verehrung in Nowgorod

Unter den heiligen Laien dominieren ebenfalls die Fürstinnen. Wohl kannte das alte Rußland Närrinnen in Christo (17. Jahrhundert), aber keine einzige wurde heiliggesprochen. Fürstin Anna, die Gattin Jaroslaws des Weisen, wurde in Nowgorod zusammen mit ihrem Sohn Wladimir, dem Erbauer der Sophien-Kathedrale, verehrt, in der beide auch als Stifter bestattet wurden.

In Murom wird die Fürstin Pherronia zusammen mit ihrem Gemahl Fürst Peter verehrt. Die Geschichte läßt ihr Leben im Dunkeln, nicht einmal ihre Namen werden in der Chronik erwähnt. Eine überaus interessante Volkslegende über die beiden wollen wir andernorts untersuchen.

Die Nowgoroder Jungfrau Glykeria und die Kiewer Fürstin Olschanskaja blieben nicht nur uns unbekannt, sondern waren es auch zur Zeit ihrer Kanonisation. Sie wurde durchgeführt teils wegen der unverwesten Reliquien, teils aufgrund sich ereignender Wunder. Es handelt sich um für das alte Rußland seltene Heiligsprechungen, die mit der Verehrung ihrer Gräber begründet wurden, was häufiger im alten Gallien geschah. Die Nowgoroder Chronik berichtet unter dem Jahr 1572,

daß hinter der Kirche der hl. Floms und Laurus „ein Sarg oberhalb der Erde gefunden wurde und darin ein unversehrter Körper, aber nicht vollständig“.

Der Name der Verblichenen war bekannt, es war die Jungfrau Glykeria. „Die alte Nasstasja aber erzählte Wladyka Leonid, sie könne sich noch erinnern, wie man jene vor fünfzig Jahren in die Kirche trug. Der Wladyka ließ sie durch die Kathedrale tragen und sang Lobpreis ...“ Und nach der Beerdigung ereigneten sich wunderbare Heilungen. 1572 wiederholten sie sich und begründeten damit die später erfolgte Heiligsprechung.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde in Kiew in der Nähe der großen Lawrakirche bei Ausgrabungen ein Sarg mit dem unverwesten Leib eines Mädchens geborgen, dessen Name auf einem Silberschildchen erkennbar war: Juliania, Prinzessin Olschanskaja, die mit 16 Jahren (wahrscheinlich im 16. Jahrhundert) verstorben war. Bei der Öffnung des Sarges fand man gut erhalten geblieben ein reich mit Gold besticktes Kleid und eine stattliche Zahl von Pretiosen. Als dort Wunder geschahen, setzte sich die Verehrung der hl. Juliania fort, bevor ihre Reliquien 1718 verbrannten.

Idealgestalt der altrussischen Frau

Der Name Juliania kommt unter russischen heiligen Laien ebenso häufig vor wie der Name Euphrosynia unter den Nonnen. Zwei heilige Julianias lassen mit ihrem Werk die Idealgestalt der altrussischen Frau für uns wiedererstehen.

Fürstin Juliania von Wjasma gehört unbestritten zur Schar der Märtyrerinnen. Von ihrem tragischen Ende berichtet die Chronik. Ihr Mann, Fürst Simeon Mstislawitsch von Wjasma, teilte mit dem Smolensker Fürsten Juri das Los der Verbannung, nachdem die Litauer Smolensk erobert hatten. Wassili I. von Moskau gab ihnen zum Erbbesitz die Stadt Torshok. Hier verfiel Fürst Juri der Schönheit Julianias und versuchte, sie zu verführen. Als seine Annäherungsversuche scheiterten, brachte er Fürst Simeon um, konnte jedoch den Widerstand seiner Frau nicht brechen. Wütend folgte er ihr mit dem Schwert und stieß sie im Hof nieder, laut befehlend, daß man ihren Körper in den Fluß werfen sollte (1406).

Nachdem er wieder zu sich gekommen war, lief Juri in das Kloster, sühnte dort seine Sünde, während die Reliquien der hl. Juliania, die lieber sterben als ihrem Gatten untreu werden wollte, in der Verklärungskathedrale zu Torshok ruhen. Interessanterweise wird ihrem Mörder nach aufrichtiger Buße im Wenewsker Kloster die Verehrung des Volkes zuteil.

Die Erzählung von Juliania aus I asarew (oder Murom) (gest. 1604) stellt nicht nur eine Vita schlechthin dar, sondern ist die Zusammenfassung biographischer Aufzeichnungen aus der Feder ihres Sohnes Drushino

Ossorjin und damit die einzige Biographie einer altrussischen Frau. Sie zeichnet sich durch Wahrhaftigkeit, Schlichtheit und den Reichtum an Details aus.

Die Glaubenstreue der gerechten Juliania zeigte sich in ihrer demütigen Schönheit und gibt einen Begriff davon, wie tief das Evangelium in das Gewissen eindringen und das Leben eines altrussischen Menschen verklären konnte. Juliania wurde nicht kanonisiert bis in die jüngste Zeit hinein. Die Zeitgenossen wurden von ihrem erstaunlichen Leben nicht bewegt. Vielleicht war dieses Leben auch gar nicht so beispiellos. Die Gestalt der hl. Juliania wirft einen hellen Schein auf die sonst düstere Darstellung des Moskowitischen 17. Jahrhunderts.

Juliania (Uljana Ustinowa), geborene Nedjurewa aus einer Muromer Adelsfamilie, wurde als Waise im Alter von sechs Jahren zunächst von der Großmutter und später von der Tante erzogen. Die Familie war recht vermögend. Wegen der großen Entfernungen zur Kirche ist Juliania jedoch vor ihrer Ehe selten dorthin gekommen (ihr Sohn schreibt, sie habe sich im Kindesalter absolut nicht zur Kirche hingezogen gefühlt), „wohl aber bereits als Kind den Spott der Tante wie ihrer Base ertragen, weil sie sich in Gebet und Fasten ernstlich übte. Das stille, gehorsame Mädchen mochte die Spiele der Kinder nicht, aber beim Spinnen oder über dem Stickrahmen gingen bei ihr die Kerzen die ganze Nacht nicht aus.“

Schon damals unterstützte sie die Waisen und Bedürftigen in der Umgebung. Mit 16 Jahren wird sie mit Georgi Ossorjin (Ossorgin), einem vermögenden Adligen, verheiratet und lebt mit ihm in Lasarew, etwa 4 km von Murom entfernt. Als mustergültige Ehefrau ordnete sie sich der Schwiegermutter und dem Schwiegervater unter, die ihr den gesamten Haushalt überließen.

Opfer der Epidemie persönlich betreut

Sie mußte für Nahrung und Kleidung der zahlreichen Leibeigenen beiderlei Geschlechts sorgen, ihnen die Arbeit zuweisen, nahm aber persönliche Dienste nicht in Anspruch. Beispielsweise ließ sie sich nicht die Schuhe ausziehen oder das Waschwasser reichen. Die Unvernünftigen erzog sie mit Milde, nicht durch Strafen. Abends und morgens beugte sie mit ihrem Mann an die hundertmal das Knie im Gebet.

Ihr Mann befand sich häufig auf Geschäftsreisen nach Astrachan, manchmal zwei, manchmal drei Jahre lang, ohne daß sie das Recht der Vermögensverwaltung gehabt hätte, und so finanzierte sie ihre Mildtätigkeit aus ihrer Handarbeit. Mit eigener Hand wusch sie Waisen und Witwen und ernährte sie. Nächst der Gottesmutter verehrte sie vor allem den hl. Nikolaus, und er schützte sie vor dämonischen Anfechtungen.

In Hungersnöten und während einer Pestepidemie noch zur Zeit Iwan Grosnys erbittet sie bei der Schwieger-

mutter für sich Frühstück und Mittag und verteilt es anschließend an die Hungernden. Sie beerdigte die Verstorbenen und bestellte für sie die Fürbitten am vierzigsten Tag nach dem Tode. Insgeheim badete sie mit eigenen Händen die von der Seuche Befallenen in ihrer Nachbarschaft.

Juliania gebar viele Kinder, Söhne und Töchter, aber sie hatte kein Glück mit ihnen. Wie unter dem Gesinde gab es auch unter ihnen oft Streit. Der älteste Sohn wurde von einem Leibeigenen erschlagen, ein anderer starb im Dienste des Zaren. Juliania trug sich mit dem Gedanken, in ein Kloster einzutreten, aber ihr Mann entließ sie nicht, er entband sie nur von der ehelichen Pflicht.

Seitdem legte sie sich, nachdem sie ihrem Mann das Bett gerichtet hatte, auf den Ofen und schiebt sich Holzscheite oder Schlüssel unter den Rücken. Die Nächte verbringt sie im Gebet und eilt am Morgen in die nahegelegene Kirche zum Frühgottesdienst und zur Messe.

Nach zehn Jahren stirbt der Mann, und Juliania kann frei ihr Vermögen für Werke der Liebe verwenden. Sie verteilte alles Geld und mußte sich noch verdingen, um mit den Armen teilen zu können. Wenn sie ihre Kinder um Geld für warme Kleidung bat, ging sie schließlich doch ohne Pelz und zog die Schuhe auf die bloßen Füße, ja legte in ihre Stiefel statt Sohlen Nüsse oder spitze Scherben.

Schmackhaftes Brot aus Baumrinde

In diesen Jahren mehren sich die monastischen Züge ihrer Frömmigkeit. Mit der Gebetsschnur in den Händen spricht sie ununterbrochen das Jesusgebet, und noch im Schlaf flüstern ihre Lippen den Lobpreis. Visionen und dämonische Bedrohungen stellen sich immer häufiger ein, von ihnen befreit sie Nikolaus durch seinen Stab. Ihre Glaubenshaltung ist geprägt von der Liebe, sie kommt erst kurz vor ihrem Tod zur vollen Entfaltung.

Wieder überzogen Hungerjahre das Land unter dem Zaren Boris (1601/02). So schlimm war es in Rußland lange nicht gewesen. Die Menschen aßen Fleisch ihresgleichen und starben zu Dutzenden. Julianias Scheunen waren längst geleert, sie hatte das gesamte Vieh, Kleidung und Hausrat für die Hungernden verkauft und lebte selbst in äußerster Armut. Schließlich mußte sie auf ihr Gut in Nishni Nowgorod umziehen, wo möglicherweise der Hunger weniger wütete, und entließ alle Leibeigenen, weil sie sie nicht mehr ernähren konnte. Einige jedoch blieben bei ihr und sammelten für sie Kräuter und Baumrinde.

Daraus wußte sie Brot zu backen, ernährte sich, die Kinder und Bediensteten und hatte auch noch für umherziehende Bettler etwas übrig. Die aber waren in jener Zeit „ohne Zahl“! Nachbarn fragten diese mitunter vorwurfsvoll: „Warum laßt ihr sie nicht in Ruhe? Ihr geht in

ihr Haus, obwohl sie ja selbst schon vor Hunger stirbt!“ Die Armen aber versicherten, nirgends ein so schmackhaftes Brot gegessen zu haben wie bei dieser Witwe. Sie gaben auch den Nachbarn davon zu kosten, und alle verwunderten sich: „Knechte in Not backen ihr Brot!“ So wiederholte Juliania Ossorjina fünf Jahrhunderte später noch einmal das Werk des Petschersker Mönchs Prochor Lebednik.

Aber ihr Ende war schon nahe. Inzwischen war sie siebenzig Jahre alt geworden. Zu Weihnachten erkrankte sie, kommunizierte und verabschiedete sich von ihren Kindern und Bediensteten und „ermahnte sie zur Liebe und zur Barmherzigkeit“. Von sich selbst bekannte sie, längst schon die Lebensweise der Engel begehrt zu haben, aber ihrer Sünden wegen dazu nicht imstande gewesen zu sein. Sie starb am 10. Januar 1604. Als man von ihr Abschied nahm, sah man eine goldene Gloriole über ihrem Haupt, „wie sie auf Ikonen zu sehen ist“.

Juliania, eine Heilige der orthodoxen Intelligenz

Als zehn Jahre später ihr Sohn Georgi an der Kirche von Iasarew beigesetzt wurde, stieß man unabsichtlich auf ihr Grab und fand sie mit Chrisam benetzt. Ihr Sohn Drushino hat uns darüber berichtet und sich nicht von der völligen Unversehrtheit ihres Körpers überzeugen können: „Vor Entsetzen wagte er nicht, näher hinzuschauen, er sah nur, daß Fuß und Hüfte hell waren.“ Mit diesem Balsam wurden Kranke bestrichen und erfuhren hernach Erleichterung. „Wir würden darüber nicht zu schreiben wagen, wenn es nicht bezeugt wäre.“

Die Verehrung in Julianias Familie und unter dem Volk begann somit zehn Jahre nach ihrem Tod, aber die kirchlichen Ermittlungen, die legitimerweise einer Kanonisation vorausgehen, haben bis heute nicht stattgefunden. Die hl. Juliania hat eine feierliche Heiligsprechung nicht abgewartet, aber ihr Name (wie auch der Name Nil Sorskis) ist 1903 in die „wahren Menäen“ aufgenommen worden.

Ihre Verehrung wächst in unserer Zeit mit der literarischen Verbreitung ihrer Vita, die von vielen russischen Schriftstellern betrieben worden ist. Juliania I. a. sarewskaja ist eine Heilige vor allem der orthodoxen Intelligenz. In ihr findet die traditionelle Liebe zum Volk ebenso wie das Ethos des sozialen Dienstes kirchliche Würdigung.

Obzwar Juliania durch eine harte Askese gegangen war und vom Nonnentum geträumt hatte, hinderten sie doch äußere Ursachen daran. Sie ist ihrer persönlichen christlichen Berufung treugeblieben, dem Dienst an der Welt in tätiger christlicher Liebe.

Archimandrit Johannes (Maslow)

Riten und Räume

Das Hochfest „Taufe des Herrn“ und sein liturgischer Rahmen

Im alten Rußland wurde das Hochfest der Taufe oder die Epiphanie des Herrn auch „Lichterfest“ genannt, weil es am Vorabend zum Epiphaniastag Brauch war, die Taufbewerber durch die heilige Taufe zu erleuchten. Der liturgische Rahmen dieses Festes bildete sich unter dem Einfluß der östlichen Kirchen und ihrer Tradition sowie nationaler Besonderheiten heraus. In den ersten Jahrhunderten der Christenheit geschah nach dem Zeugnis des hl. Johannes Chrysostomos² die Wasserweihe zu mitternächtlicher Stunde vor Epiphania.

Ein halbes Jahrhundert danach, zumal in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, begann man nicht um Mitternacht, sondern bereits im Abendgottesdienst vor dem Fest mit der Wasserweihe. Die Einführung dieser Praxis wird dem Patriarchen Petros Gnapheus von Konstantinopel — er war ein Zeitgenosse von Kaiser Zenon und Patriarch Petros von Antiochien — zugeschrieben. Eine ähnliche Überlieferung nennt auch Jakobos von Edessa (5. Jahrhundert).

Vor dem 11. Jahrhundert wurde die große Wasserweihe von den Ostkirchen nur einmal im Jahr gefeiert, und zwar im Abendgottesdienst vor Epiphania in der Kirche von Konstantinopel und Antiochien [bzw. um](#) Mitternacht in der Jerusalemer Kirche. Dies wird vermeldet in einer kurzen Anmerkung der Studitischen Ordnung, in den ältesten Trioden¹ und in den Aufzeichnungen des russischen Pilgers Abt Daniel¹

Im 11. und 12. Jahrhundert bildete sich schließlich der heutige Brauch einer zweimaligen Wasserweihe heraus: im Abendgottesdienst vor dem Fest innerhalb der Kirche und am Taufstag an Flüssen und Quellen, denn Christus wurde ja von Johannes außerhalb des Tempels getauft. In liturgischen Denkmälern des 13. Jahrhunderts wird dies die Regel. So schreibt die zweimalige Wasserweihe die Ordnung von Sebastije aus dem 13. Jahrhundert und die Synodalordnung (Nr. 456) aus der gleichen Zeit vor.¹

Anfangs feierte die junge Christenheit in der Rus die Weihe des Wassers ausschließlich am Vorabend des Epiphaniastages. Die Ipatjew-Chronik erwähnt sie unter dem Stichwort „Wassertaufe“ zum Jahr 1148, was ein Hinweis darauf ist, daß in der Rus bis zum 14. Jahrhundert die Studitische Regel vorherrschte. Denn nach Weisung der vollständigen Studitischen Ordnung im slawischen Zweig wurde die Wasserweihe nur einmal, nämlich auf den Abendgottesdienst zum Epiphaniastag gelegt¹

Vermutlich ging man zu einer zweimaligen Wasserweihe in der russischen Kirche erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts über, als die Jerusalemer Ordnung allmählich die alte Studitische verdrängte. Allerdings sprechen die slawischen Denkmäler sowohl von einer zweimaligen wie von einer einmaligen Wasserweihe. Eine serbische Agende des 15. Jahrhunderts erwähnt beispielsweise die erste Regelung. Doch hat noch im 16. Jahrhundert der ehrwürdige Maxim Grek die neue Weise verteidigt und der Epiphania-Wasserweihe ein Traktat gewidmet¹

Patriarch Nikon schaffte die zweimalige Weihe mit der Begründung ab, daß in der Zeit der Entstehung des Christentums im alten Rußland das Wasser nur einmal geweiht worden sei. Freilich wurde diese Entscheidung des Patriarchen von der Moskauer Synode des Jahres 1667 wieder zurückgenommen, so daß sich die zweimalige Wasserweihe endgültig durchsetzen konnte.

Die älteste Beschreibung einer epiphaniischen Wasserweihe begegnet für die russische Kirche nach der vollen Studitischen Ordnung in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts. Will man danach urteilen, unterscheidet sich die Praxis des 12. Jahrhunderts nicht von der gegenwärtigen. In einzelnen Quellen aus späterer Zeit (13. bis 14. Jahrhundert) verläuft ihre Ordnung nahezu nach den gleichen Kriterien wie auch jetzt (Agende des Metropoliten Kyprian), während sie sich in anderen („Wort vom Kreuz“) von ihr ganz wesentlich abhebt.

Die heutige Fassung erhielt die Ordnung der Wasserweihe hauptsächlich im 16. Jahrhundert. So jedenfalls ist es im Trebnik des Patriarchen Nikon 1659 dargelegt. Aber noch im 17. Jahrhundert gab es Mißhelligkeiten über die Zeit der heiligen Handlung. In dem Buch „Ordnung für den heiligen Dienst der Riten, wie sie in der großen Uspenski-Kathedrale üblich ist“ wird auf den Vollzug der Wasserweihe sowohl vor als auch nach der Liturgie verwiesen. Patriarch Joachim indessen verfügte 1681, „diese Handlung hat nach der Liturgie zu geschehen“.⁸

In der russischen Kirche wurde die Wasserweihe sowohl am Vorabend des Epiphaniastages als auch am Hochfest selbst mit großer Feierlichkeit begangen und vom Jubel des Volkes begleitet.

¹ Der liturgische Rahmen dieses Festes gewann in Rußland

einen absolut nationalen Charakter. Es wurde ein Volksfest, zu dem alle, Kleine wie Große, zum „Jordan“, d. h. zu Flüssen und Seen ungeachtet der strengen Fröste und des hohen Schnees hinauszogen. Es war eine spirituelle Feier, die den Glauben an Christus in den Herzen der Menschen festigte und ihnen Nahrung zu theologischer Reflexion bot. Bereits aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen exakte Informationen über das festliche Treiben zur Taufe des Herrn, hauptsächlich in Moskau.

Es begann schon am Vorabend des Epiphaniastages. Nachdem die Zaren-Horen in Verbindung mit der Liturgie und dem Abendgottesdienst gelesen worden waren, kam es zur Wasserweihe. Wenn am Gottesdienst der Zar teilnahm, wurden die Zaren-Horen in der Uspenski-Kathedrale vom Patriarchen selbst gehalten. Die Horen las gewöhnlich der Protopope der Kathedra-

TROPARION

Bei Deiner Taufe im Jordan, Herr, wurde die anbetungswürdige Dreifaltigkeit geoffenbart. Denn des Vaters Stimme zeugte für Dich, da sie Dich nannte den geliebten Sohn, und der Geist in Gestalt einer Taube bekräftigte die Gewißheit des Wortes:

Christus, Gott, Der erschien und die Welt erleuchtet, Ehre sei Dir!

le, während der dienstälteste Bischof die Rufe sprach und das Evangelium las. Nach dem Ausklang der Horen erscholl das Polychronion für den Herrscher und seine Familie. Der Patriarch ergriff das Wort zu einer Gratulation, verband damit Segenswünsche für ein ruhiges Leben und Wohlergehen und segnete alle mit dem Kreuz.

Der Herrscher erwiderte die Glückwünsche des Patriarchen und aller Anwesenden und ging, nachdem er den Segen empfangen hatte, in seine Gemächer zurück. Der Abendgottesdienst wurde stets in der Uspenski-Kathedrale gehalten in Anwesenheit des Zaren und Patriarchen, die vorausgesetzt wurde. Während man die Parömien las, stellten die damit Beauftragten zwei Tische mit Wassergefäßen bzw. für die hl. Reliquien auf. Die Festkone schmückte das Pult. Der Patriarch überreichte dem Zaren und seinen Würdenträgern brennende Kerzen. Mit dem Gesicht nach Osten gewandt, ließ der Patriarch das Kreuz in das Wasser.

Nach der Wasserweihe trank er andächtig dreimal, bevor er das Antidoron aß; danach gab er ebenso oft dem Zaren, seinen Würdenträgern und allen Menschen zu trinken. Dieses Heiligtum nahmen alle nicht nur auf nüchternen Magen, sondern sogar noch vor dem Genuß des Antidoron (nichtkonsekriertes Abendmahlsbrot —

d. Ü.). Nach dem Empfang des Wassers und der Entlassung vollzog man die Benetzung der wundertätigen Ikonen und die Besprengung der Reliquien mit dem heiligen Wasser. Es erklang das Polychronion für den Herrscher; Glückwünsche wurden gewechselt, und damit klang der Gottesdienst am Vorabend des Hochfestes aus.

In der Ostkirche jedoch zeichnete sich der Vorabendgottesdienst keine' swegs durch besondere Feierlichkeit aus. Arseni Suchanow, der Jerusalem besucht und am Abendgottesdienst am 5. Januar teilgenommen hatte, schreibt: „Das Wasser weihte (der Patriarch) in der Mantija, dem Epitrachilion und mit dem Omophorion ... Zuerst das Kreuz, dann den Weihwasserwedel besprengte er (mit heiligem Wasser) ; und sie küßten jene Hand, die unter dem Wedel ist. Wer aber trinken will, der schöpft einfach aus dem Gefäß und trinkt selbst, und man ‚kommuniziert‘ nicht wie bei uns.“

Was nun das Fest der Taufe Christi selbst angeht, so verlief der Gottesdienst in Rußland noch feierlicher als der am Vorabend. Besonders beeindruckend war die Prozession an die Moskwa, an der sich eine große Menge Volks beteiligte, Zar und Höflinge eingeschlossen.¹⁰ Die Menschen, die sich zu diesem Fest versammelt hatten, waren nicht nur aus Moskau herbeigeeilt, sondern aus ganz Rußland angereist, so daß Hunderttausende zusammenkamen.

Am Flusse, wo die Wasserweihe stattfinden sollte, waren ein reich geschmücktes Zelt für den Zaren und ein Baldachin für den Patriarchen aufgestellt. Hier wurde mit dem Blick nach Osten der „Jordan“ in Form eines Kreuzes aus dem Eis geschlagen. Dem Zug voran zogen die Strelitzen in voller Bewaffnung, etwa 400 bis 600 Mann. Ihnen folgte der Klerus, und zwar der niedere voraus, so daß der Patriarch den Zug beschloß. Danach kam „des Herrschers Zug“, voran Militärbeamte, danach der Adel, Hofbeamte und Speisemeister in goldenen Kaftanen, denen wiederum die aus zwölf Mann bestehende Kammerdienerschaft des Zaren folgte. Sie trugen die Kleidung des Herrschers, die er am Jordan erst anlegte.

Der Zar war während des Umzugs mit allen seinen Regalia angetan: auf dem Haupt die Zarenkrone, auf der Brust das Kreuz, in der Hand den Herrscherstab, mit Gold und Edelsteinen reich verziert.

Es folgten die ausländischen Gäste, die Beamten und das Volk. Der gesamte Zug wurde von den Strelitzen bewacht. Den Schluß bildete der Kutscher mit den Staatsrössern, die einen großen und reich verzierten Schlitten zogen, für den Herrscher bestimmt

Sobald der Zug den „Jordan“ erreicht hatte, hielt er inne, und man verteilte sich auf dem Eis des Flusses in streng geregelter Ordnung. Unmittelbar an den Rändern des aufgebrochenen Eises standen der Klerus, der Zar mit seinen nächsten Hofbeamten und den Soldaten. Die übrigen Teilnehmer des Festzuges säumten in bunter

Folge die Uferseiten des Flusses. Nun endlich begann die langerwartete Stunde der großen Wasserweihe.

Weithin schallten durch die Frostluft die Rufe und der harmonische Gesang der Geistlichen. Alle, vom Zaren bis zu den einfachen Leuten, standen barhäuptig, den grimmigen Frost und das Wetter nicht achtend. Nach dem großen „Hagiasmos“ wurden die Zarenzeichen mit Wasser besprengt der Patriarch faßte in einem silbernen Eimer neues Weihwasser und richtete es "nach oben" zur Benetzung der Ikonen.

Nunmehr kommunizierte der Patriarch, und danach der Zar. Beim Kusse des Kreuzes besprengte der Primas den Zaren und seine Bevollmächtigten. Andächtig und gläubig bewegt wusch jedermann Augen und Gesicht mit dem Jordanwasser. Die frostige Luft wurde nun von einem vielfältigen Klirren und Lärmen, Trommelwirbel, Böllerschüssen, Glockengeläut von den Kirchen Moskaus und dem Kreml erfüllt. Der Jubel des Volkes mischte sich darunter: Die Russen brachten Gott so ihren Dank dar. Auf dem Rückweg formierte sich der Zug bis zur Uspenski-Kathedrale in der schon beschriebenen Ordnung. Auf dem ganzen Weg besprengte der Patriarch das dichtgedrängt stehende Volk mit dem geheiligten Wasser.

Das Fest nimmt gewöhnlich, solange es Tag ist, seinen Verlauf, und erst bei Kerzenschein setzt man sich zu Tisch. Natürlich beeindruckte die Pracht des Festes die Ausländer ungemein, wovon zahlreiche Schilderungen Zeugnis geben. In bescheidenerer Weise vollzogen sich freilich die Festzüge zur Taufe Christi im russischen Land. Wie aber beging man dieses Fest in der Jerusalemer Kirche?

Als Augenzeuge berichtet Arseni Suchanow, daß die Wasserweihe sehr bescheiden ausgeführt wurde. In seinen Notizen macht er deutlich: „Nach dem Gebet hinter dem Ambon trat er (der Patriarch) mit den Geistlichen heraus, weihte das Wasser im Kolymbethra“ mit der Epiphaniass- Segnung und trat alsbald an seinen früheren Platz zurück. Er reichte dem Volk das Kreuz und besprengte es. Aus dem Becken entnahm für sich Wasser, wer immer wollte, und trank; der Patriarch aber kommunizierte nicht, wie es bei uns der Fall ist. Die Bischöfe und übrigen Priester kommunizierten einfach, ohne liturgische Gewänder, was bei uns die Ordnung vorschreibt“¹²

Interessante Besonderheiten treten im 13. Jahrhundert in der altrussischen Ordnung der Wasserweihe auf; wohl unter dem Einfluß eines Volksfestes, sollte doch das Hochfest möglichst feierlich sein. Einige Priester banden mehrere Kreuze miteinander zusammen und senkten sie ins Wasser zum Zeitpunkt seiner Weihe. Diese Kreuze hingen dann eine Woche lang in der Kirche und wurden beim Großen Einzug während der Liturgie getragen. Diese Sitte mit ein und denselben Kreuzen wiederholte sich am Fest der Taufe nicht nur ein, sondern drei und vier Jahre lang. Danach wurden diese Kreuze für besonders heilig erachtet.

Nach Auffassung derer, die diesen Brauch vollzogen, verließ das Zusammenbinden der Kreuze und deren Mitführung in der Liturgie besondere Heiligkeit. Sie meinten, das Kreuz sei wie ein Sünder und erhalte nach solchem Brauch die Absolution. Es gibt keine Hinweise zur Erklärung dieses sonderbaren Phänomens. Diese altrussische Sitte war neu aufgekommen und entsprach nicht der Ordnung der Ostkirche, weshalb sie später auch von der Kirchenleitung abgesetzt wurde.

Nichtsdestoweniger blieb der Brauch, miteinander verbundene Kreuze beim Ritus der Wasserweihe zu verwenden, noch lange Zeit lebendig. Der Sinn dieser Handlung verkehrte sich geradezu in sein Gegenteil: „Einige verbinden aus Unwissenheit oder Unverständnis“, heißt es im Stoglaw, „viele Kreuze, Ikonen und Reliquien und taufen damit“, d. h. weihen damit das Wasser.“

So trat im 16. Jahrhundert das andere Extrem auf, weil sich die Meinung ausbildete, daß nur ein großer Bund von Kreuzen und Reliquien die Kraft hätte, das Wasser zu weihen, und nicht die Kreuze durch das Wasser, wie man vordem meinte. Dies war nun ebenso falsch, daher verbot das Konzil auch diese Neuerung und schrieb die Wasserweihe mit nur einem Kreuz und dreimaligem Eintauchen vor. In bezug auf die übrigen Kreuze, Ikonen und Reliquien faßte das Konzil den Beschluß, sie bei der Wasserweihe auf der Schale des Erzdiakons oder Diakons zu belassen.

Etwa zur gleichen Zeit konnte Wasser durch einen brennenden, aus drei Kerzen bestehenden Bund geweiht werden. Dieser Brauch geht auf das 16. Jahrhundert zurück, er kam in Rußland entgegen den alten Bestimmungen der Ostkirche auf; denen zufolge das Wasser durch die Hand des Priesters und durch das Untertauchen des Kreuzes zuvor gesegnet wurde. Die Sitte, drei zusammengebundene brennende Kerzen ins Wasser zu tauchen, war in ganz Rußland verbreitet, und zwar nicht nur unter den einfachen Geistlichen, sondern auch unter dem höheren Klerus.

Leider gibt es sie noch immer in den Kirchen der westlichen Ukraine. Obwohl 1667 die Synode dies als „ungeordnet, gegen die Überlieferung gerichtet und dem Ritus der Ostkirche widersprechend“¹⁴ verbot Vermutlich wurden zusammen mit dieser Gepflogenheit dem Gebetstext im Abendgottesdienst zum Epiphaniassfest die Worte hinzugefügt „Weihe dieses Wasser durch deinen Heiligen Geist und durch Feuer.“

Unter dem Patriarchen Philaret haben die Korrektoren liturgischer Bücher diesen Zusatz beseitigt, weshalb sie von unwissenden Leuten als Häretiker verurteilt, ja sogar verbannt wurden. Erst durch die Intervention der Patriarchen des Ostens kamen sie von dieser unverdienten Bestrafung wieder frei.

Alle diese Volksbräuche stammten aus einem nichtkirchlichen Kontext der „Wassertaufe“. Hier waren naiver Glaube, Folklore und wohl auch eine gewisse eigen-

willige Glaubenshaltung im Spiel. Beispielsweise zogen am Fest der Taufe viele Menschen noch vor der kirchlichen Wasserweihe zum Fluß, wo sie ein Kreuz in das Eis hieben und meinten, daß allein dadurch schon das Wasser geheiligt würde. Diese Sitte hatte einen nichtorthodoxen Charakter und untergrub die Autorität der Kirche, weil sie den alten ostkirchlichen Ritus des Festes unterhöhlte. Im Volk schlug die Meinung Wurzeln, daß sich an diesem Fest der Himmel öffnet und direkt um Mitternacht das Wasser sich bewege und zu Wein werde. Andere wiederum glaubten, Gott werde in diesem Augenblick nicht nur die Beter hören, sondern auch alle ihre Bitten erfüllen.

Das russische Volk hatte einen ungebrochenen Glauben an die Heiligkeit des Epiphaniawassers. Nach dem Beispiel der Jerusalemer Kirche badeten sich deshalb die Menschen in den Eisaufbrüchen und achteten des Frostes um diese Jahreszeit nicht. Pilger aus dem alten Rußland reisten nicht nur nach Jerusalem, um die heiligen Stätten zu besuchen, sondern auch, um „im Jordanfluß zu baden“.

„Am Fest der Wasserweihe“, schreibt Abt Daniel, „war ich am Jordan mit meiner ganzen Gruppe, und wir sahen die Gnade Gottes auf (das) Jordanwasser herabkommen; eine unzählbare Volksmenge schritt mit Kerzen zum Wasser; die ganze Nacht hindurch erklang Gesang; es brannten Kerzen ohne Zahl. Um Mitternacht aber pflegt die Weihe des Wassers zu Ende zu sein; dann kommt nämlich der Heilige Geist vom Himmel auf die Wasser des Jordans. Würdige Menschen sehen deutlich, wie der Heilige Geist aufsteigt, aber das Volk insgesamt sieht es nicht, doch füllt sich eines jeden Mannes Herz mit Freude. Wenn nun die Priester das ehrwürdige Kreuz hinabsenken und sagen, ‚Bei Deiner Taufe im Jordan, Herr‘, springen alle Leute in das Wasser und werden im Jordanfluß getauft, wie ja Christus ... auch tatsächlich von Johannes getauft wurde.“

Das Bad im Jordan beim Fest der Herrentaufe wurde offensichtlich nach Rußland eingeführt. In ihrem tiefen Glauben an die Heiligkeit des Epiphaniawassers und daran, daß man sich durch ein Bad von Krankheiten und Sünden reinigen könne, übten orthodoxe Menschen sich furchtlos in diesem Glauben.

Paolo Giovo, der einer Wasserweihe beiwohnte, bezeugt, daß „am Ende der Zeremonie Sieche und Kranke sich in den Fluß warfen, dessen gewiß, daß das heilige Wasser die Unreinheit der Krankheit hinwegnimmt“.

Diakon Paulos von Aleppo (15. Jahrhundert) erwähnt, daß man nicht nur eine, sondern viele Öffnungen in das Eis hieb, an denen „die Priester alsbald Säuglinge und Männer taufen, denn auf diesen Tag wartet man von Jahr zu Jahr“¹⁷

In seinen Aufzeichnungen versichert Herberstein, daß im Jordan nicht nur hoffnungslos Kranke sich badeten, die von anderen in das Wasser eingetaucht wurden, sondern auch Mütter ihre Säuglinge darin wuschen und „alsbald wieder herauszogen“.¹⁸

Zuweilen wurde der Jubel des Festes von Unglücksfällen verdunkelt. Natürlich entstand an den Eislöchern durch die Menge der Menschen ein ziemliches Gedränge, Ursache für verschiedene Unfälle. In der Zeitschrift „Glaube und Verstand“ wird ein Vorfall geschildert, wie eine Frau, während sie ihr Kind in das Wasser läßt, von der Menge angestoßen wird, das Gleichgewicht verliert und das Kind in das Eisloch fallen läßt. Es ertrank. Der Schmerz der Mutter war so groß, daß man sie fortan „ohne Schluchzen weder sehen noch hören konnte“.

Ganz tief wurzelte in den Russen der Glaube an die heilende und von Sünde reinigende Kraft des Epiphaniawassers. Besonders nötig hatten es nach dem Volksverständnis jene, die in heidnischen Festen während der heiligen Weihnachtstage durch Wahrsagerei, Mummenschanz und andere Ausschreitungen Todsünde auf sich geladen hatten. Nach dem Glauben des Volkes mußten, die solche Sünde getan hatten, abermals im Epiphanias- „Jordan“ getauft werden.

Viele heidnische Bräuche hatten sich im alten Rußland bei den Gauklern erhalten. Man nannte sie zuweilen auch „Chaldäer“. Zu ihnen gehörten „ausschweifende“ Menschen, die alljährlich vom Patriarchen die Erlaubnis bekamen, acht Tage lang vor dem Fest der Geburt Christi und später bis zum Dreikönigsfest (Taufe) durch die Straßen der Stadt zu laufen mit einer Art Karnevalslicht, die Bärte der Männer damit anzuzünden und sich besonders über Bauern lustig zu machen. Diese Chaldäer kleideten sich als Fastnachtsnarren oder Hanswurst; sie trugen gefärbte Holzmützen, strichen ihre Bärte mit Honig ein, damit sie nicht Feuer fangen sollten.

Während dieses Treibens und der Belustigungen in der Stadt galten die Chaldäer als Heiden und als unrein, so daß man sie im Falle des Todes in dieser Zeit zu ewiger Qual verurteilt wählte. Mithin vollzog man an ihnen am Tag der Epiphaniaweihe noch einmal die Taufe.

Sie sollten dadurch von ihrer gottlosen Unreinheit gesäubert und wieder zu Angehörigen der christlichen Kirche gemacht werden.

„Die Chaldäer wurden im Jordan dreimal untergetaucht, als ob man an ihnen eine neue Taufe vollzöge. Danach wurden sie wieder so rein und heilig wie alle anderen. Einer von diesen Burschen konnte sich daher zehn- und mehrmals taufen lassen.“²

Übrigens verdient der Hinweis Beachtung, daß sich nicht allein das einfache Volk am Fest der Taufe Christi in den Eisaufbrüchen badete, sondern auch Privilegierte es ihnen gleichtaten. Margeret erinnert sich daran, den Zaren und sein Gefolge im Jordan baden gesehen zu haben, und schreibt: „Ich sah den Monarchen selbst.“²¹

Das Epiphaniawasser trugen die Christen in ihre Häuser und hoben es behutsam ein ganzes Jahr in Ehrfurcht auf, sie tranken davon auf nüchternen Magen und hielten es hochheilig. Ihre Ehrerbietung war so groß, daß sie selbst das Umfeld des in das Eis geschlagenen Kreuzes vor

Dr. theol. Wladimir Iljin

Herrschaftsanspruch auf den Thron Gottes

Einige Bemerkungen zur Natur der Gottlosigkeit

Schon die bloße Lektüre der Weltgeschichte erweist jede menschliche Kulturschöpfung in ihrem Ansatz stets und in ihrem Verlauf häufig als ein Werk der Religion. Der Ausdruck „Kultur“ ist ja von dem Wort "Kult" abgeleitet, was nach Professor S. N. Trubezkoi's allgemeiner Formel „organisierte Verehrung höchster Kraft“ — im Singular oder Plural — bedeutet. Freilich verleiht der Numerus hier eine eigene spezielle Färbung.

Die Gesamtheit der höchsten Kräfte oder der höchsten Wesen kann man „das Absolute“ nennen. Dieser Begriff gehört zur Zahl der sogenannten „Grenzbegriffe“.

Kennzeichnend dafür ist, daß das menschliche Denken, sofern es nicht künstlich oder gewaltsam gebremst wird, in logischer Konsequenz bis zu diesen Grenzbegriffen vorstoßen, jedoch sie nicht überschreiten, geschweige denn negieren kann. Das heißt, es kann sie nicht als Begriffe verneinen, zu denen unser Denken notwendigerweise gekommen ist. Sonst würde sich bei der Negation solch eines Grenzbegriffes, wozu ja auch „das Absolute“ gehört, das logische Denken gegen sich selbst richten und müßte den Gesamtprozeß, ja sogar das Prinzip des logischen Denkens selbst, in Frage stellen.

Vier Paare solcher Grenzbegriffe nennt Kant Beginn oder Ende des Alls in Zeit und Raum; einfache oder zusammengesetzte Substanz; Freiheit oder Notwendigkeit im Prozeß des Geschehens (Indeterminiertheit und Determiniertheit); und schließlich Sein oder Nichtsein des höchsten Wesens oder des Absoluten (Gottes). In diesem Fall interessiert uns das Letzte.

Bevor wir diesen Begriff analysieren, erinnern wir uns, daß er an sich mit den drei vorausgehenden Begriffen, die das Wesen der exakten Wissenschaft ausmachen, verknüpft ist, so daß jeder, der in dem einen oder anderen Sinne die logisch notwendige Entstehung eines Begriffes des Absoluten oder Gottes negiert, dann notwendigerweise auch die diesen Begriff tangierenden Hauptthemen der exakten Wissenschaft wie Anfang und Ende des Weltalls, Einfachheit und Zusammengesetztheit der Substanz, Freiheit und Notwendigkeit des Geschehens negieren müßte.

Die paarweise Koexistenz und die dialektische Verbindung aller zusammen, aber auch die Begriffe im einzelnen, an die sich die konkrete Logik und die exakte Wissenschaft halten und folglich auch die exakte philosophische Metaphysik, führen dazu, daß jeder Versuch,

den einen oder anderen dieser vier Begriffe fallenzulassen, zu verfälschen oder nicht zu Ende zu denken, einen Zusammenfall der ganzen Tätigkeit unseres Verstandes nach sich ziehen würde, der exaktes, wissenschaftlich-philosophisches Denken über die Welt genannt wird.

Natürlich sind wir sozusagen von einer Atmosphäre der Lüge, der Gedankenschwäche, direkter Dummheit und Verfälschungen umgeben, was aber beileibe nicht heißt, daß Geistesschwäche, mangelnde Gewissenhaftigkeit oder bewußte Lüge bzw. direkte Verzerrung der Wahrheit — sie sei empirisch oder logisch — für uns Norm oder Ideal sein können, obwohl uns das auf Schritt und Tritt begegnet. Davon versinkt die Welt in Irrtum, Blut und Leiden. Wer aber könnte das bewußt wollen? Und wie soll man die nennen, die das bewußt wollen?

Übrigens kann man keineswegs das exakte Denken von der empirischen, in der Erfahrung wahrgenommenen Wirklichkeit trennen. Das haben schon so geniale Denker wie Hegel und unser Wladimir Solowjow hinreichend gezeigt. GleichermäÙen kann man nicht die „äußere“ von der „inneren“ Erfahrung trennen.

Die Meinung ist unbegründet, daß diese gewissermaßen weniger wirklich, weniger wertvoll als die äußere Erfahrung sei. Wenn ich beispielsweise einen ästhetischen Genuß und eine meine Seele erhebende Begeisterung über eine Symphonie, ein Quartett oder eine Messe von Beethoven empfinde, so sind diese Erlebnisse ebenso eine Realität wie die Vereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff, woraus Wasser entsteht, die Explosion einer Atombombe oder der brennende Schmerz eines Skorpionstiches. In der Regel gehören innere und äußere Erfahrung unauflöslich zusammen.

Wenn ich mich ergötze am Gefühl des Ewigen beim Eintritt in einen genial erbauten gotischen Dom, während dort eine geniale Messe von Bach oder Beethoven, durch ein Ensemble erstklassiger Künstler aufgeführt wird, dann läßt sich die emotionale, visuelle und motorische Erfahrung, die aus dem Erleben des gotischen Bauwerkes und seines Genius herrührt und die sich aus den Schwingungen der Trommelfelle durch die von jenen physikalischen Geräten, die gemeinhin Musikinstrumente genannt werden, ausgehenden Schallwellen ergibt, und die Harmonie aus dem allen, die jene Erlebnisse zu einer mächtigen Empfindung zusammenfaßt, ihrem Wesen nach nicht voneinander trennen. Und es

wäre läppisch und unangebracht, dem, der es erlebt, zu beweisen, daß er es nicht erlebt.

Das religiöse Empfinden ist, formal gesprochen, ein Gefühl wie das musikalische Empfinden, und ein religiöses Talent eine Begabung wie eine musikalische oder mathematische. Und daraus, daß jemand kein musikalisch-ästhetisches Empfinden hat wie beispielsweise die russischen. Nihilisten der 60er Jahre (des vorigen Jahrhunderts — d. U.), einer im künstlerischen Sinne besonders unbegabten Epoche; daraus, daß Tschernyschewski

Die über siebzigjährige Herrschaft der kommunistischen Ideologie in Rußland hat zu den schwersten Krisen des Landes geführt. Immer mehr Russen begreifen, daß eine wesentliche Ursache für die eingetretene Katastrophe die Gottlosigkeit der Massen ist. Im Ringen um ihre Überwindung knüpft das russische Denken immer mehr an das Erbe der vaterländischen Religionsphilosophie an.

Der hier vorgelegte Artikel über den Charakter der Gottlosigkeit wurde von einem ihrer Vertreter verfaßt: Wladimir Ilijn (1891-1974). Er gehörte zu der Generation, deren Lebensschicksal durch die Ereignisse des Jahres 1917 hart getroffen worden ist.

Der 29jährige Philosoph mußte 1919 Rußland verlassen und versuchte unter den schweren Bedingungen der Emigration mit anderen Vertretern der jungen russischen Intelligenz die Traditionen der religiösen und kulturellen Renaissance zu Beginn des 20. Jahrhunderts weiterzuführen.

Sein Nachdenken über den Atheismus wurde zu einem wichtigen Thema in seinem philosophischen Schaffen. Weithin bekannt wurden seine Werke „Materialismus und Materie“ und „Der Atheismus und der Untergang der Kultur“.

Bei russischen Lesern sehr beliebt sind die Essays über die Geschichte der russischen Heiligkeit („Der ehrwürdige Seraphim von Sarow“) und seine Arbeiten zur Liturgik („Nachtwache“).

absolut nicht die mathematischen Probleme der nicht-euklidischen Geometrie Lobatschewskis verstand und durchaus nicht begriff, weshalb hier noch etwas zu entdecken oder weiterzuforschen wäre, weil nach seinem eigenen Ausspruch „alles schon entdeckt ist, alle Namen bekannt sind und es nichts mehr zu erforschen gibt“, daraus folgt keineswegs, daß die kunstvolle Musik Bachs oder Beethovens „von Musikern erdacht worden ist, damit das Volk betrogen und die letzten Kräfte aus ihm gesogen werden könnten“, wie dies Leute zu wiederholen liebten, die „mit Phrasen dieser Art dem Volke dienen wollten“.

Weiterhin folgt daraus keineswegs, daß sich Lobatschewski bei der Entdeckung seiner Pangeometrie mit Unsinn beschäftigt hat und besser daran getan hätte, Dorfkindern das Lesen und Schreiben beizubringen oder den Dorfbewohnern die rationellen Methoden der Düngung von Kohlgärten zu vermitteln.

All das heißt nur, daß die sechziger Jahre kein musikalisch-poetisches Gehör und kein ästhetisches Empfinden hatten und daß Tschernyschewski in der Mathematik unbegabt, ungeschult, mehr noch, extrem unklug war. Daß ihn dennoch einige vergöttern, ist ihre persönliche Sache. Was wem gefällt, zählt wenig, über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten. Geschmacksempfindungen können erhaben und niveaulos sein, so wie es eben kluge und dumme, begabte und unbegabte Menschen gibt.

Tschernyschewski beispielsweise kam völlig ohne Liebe aus, er verstand nicht einmal, was das in Wirklichkeit meint. Für ihn war seine Frau Olga Sokratnowa lediglich eine ideologische Gesinnungsgenossin, aber kein liebenswertes und geliebtes Wesen.

Das trifft nun nicht nur auf Tschernyschewski zu, sondern auf sehr viele Theoretiker des Atheismus. Doch heißt das noch lange nicht, Liebe und Ehe gäbe es nicht, und daß Fet, der so unübertroffen jene Welt beschreibt, die für die Tschernyschewskis, Dobroljubows und Tkatschews u. a. verschlossen war, gelogen oder von etwas gesprochen habe, das gar nicht existiert.

Umgekehrt, Liebe und Ehe existieren und sind durchaus real, wie beispielsweise auch ein guter, genial verfaßter Roman oder eine Novelle existieren und Objekte ästhetischer Wertschätzung darstellen.

Wenn aber Tschernyschewski das absolut untaugliche „Was tun“ schreibt, dann um so schlimmer für ihn und seine Leser.

Aber das heißt eben nicht, daß Puschkins geniale „Hauptmannstochter“ oder „Eugen Onegin“ nicht als literarisch-ästhetische Objekte gelten können, als Meisterwerke der Kunst. Es heißt nur, daß es Pissarjow absolut am ästhetischen Gefühl mangelte und er extrem unklug war, als er sich das „zu kritisieren“ anschickte, wovon er keine Ahnung hatte.

Überhaupt kann man daraus, daß Menschen mit entsprechenden Begabungen und Sensibilität Objekte wahrnehmen und wertschätzen können, die man mit den Augen nicht sehen noch betasten oder abwägen, messen, in Stücke schneiden, riechen bzw. mit Zahn und Zunge kosten kann, keineswegs folgern, daß diese Objekte gar „nicht existieren“.

Wenn man davon spricht, daß ein Objekt „existiert“ oder „nicht existiert“, muß man die Frage nach der Relation stellen; in der es existiert oder nicht existiert oder in bezug auf welches Subjekt es „existiert“ oder „nicht existiert“.

Wir haben eingangs von den Grenzbegriffen gesprochen, die eine besondere Gruppe darstellen und mit denen sich die Begriffe des Absoluten oder Höchsten oder — wie man auch sagt — des "notwendigen Wesens" organisch verbinden. Es ist völlig klar, daß diese Begriffe für jene nicht existieren, die wissenschaftlich-philosophische Themen nicht ehrlich und konsequent bis zu Ende gedacht haben, noch für jene, die unzureichend geschult und in der wissenschaftlich-philosophischen Thematik mangelhaft ausgebildet sind; letztlich auch für die nicht, deren Denkfähigkeit durch persönliche oder sozial-politische Voreingenommenheiten und tendenziöse Haltungen pervertiert ist.

Woher stammen die „Grenzbegriffe“ einschließlich des Begriffes eines notwendigen oder höchsten Wesens, des Absoluten? Man kann einen empirischen Standpunkt einnehmen, d. h. behaupten, daß jeder Begriff ursprünglich in der äußerlich gegebenen Erfahrung gründet,

Die Erstlingsgabe der Völker bringt Dir, dem in der Krippe liegenden Kind, der Himmel, der durch die Sterne die Weisen rief. Was sie erstaunte, waren nicht Zepter, nicht Thron, sondern äußerste Armut. Denn, was ist verächtlicher als eine Höhle, was niedriger als Windeln?

In ihnen aber leuchtet auf der Reichtum Deiner Gottheit.

(Stehend gesungener Gesang zum Fest der Geburt Christi)

oder wie es die englischen Empiriker mit Locke formuliert haben: „Es gibt nichts im Intellekt, was nicht auch empfunden werden könnte.“ („Nur nicht der Intellekt selbst.“)

Aber keiner der Grenzbegriffe ist uns in äußeren Empfindungen gegeben, noch der Intellekt selbst- oder gar das Bewußtsein, dessen Tatsache die amerikanischen „Behavioristen“ zu verneinen bereit sind. Man wird ihren Ursprung im Intellekt selbst zu suchen haben. Da aber das Gesetz von der ursächlichen Abhängigkeit die Gleichheit von Ursache und Wirkung fordert, muß das ganze System der Grenzbegriffe samt dem Begriff des höchsten oder notwendigen Wesens das höchste oder notwendige Wesen selbst zu seinem Ursprung haben.

Um diesen Schluß zu widerlegen, zu dem wir auf rational-logischem Wege gekommen sind, bleibt uns nur die empirische Methode. Das meint folgendes: Empirisch, d. h. auf dem Wege der Erfahrung, gilt es zu beweisen, daß dem Begriff des höchsten Wesens, d. h. seiner logischen Konzeption, nichts in der realen Wirklichkeit der dinglichen Welt entspricht. Indessen haben diejenigen, die das Sein Gottes behaupten, niemals die These aufgestellt, Gott oder das absolut notwendige Wesen sei ein

gewöhnlicher Gegenstand unter anderen oder ein Wesen unter anderen Wesen, also ein Wesen, das man mit den Augen direkt oder mit einem optischen Instrument wahrnehmen, das man betasten, wiegen, messen oder schmecken kann.

Einen solchen Unsinn hat kein ernsthafter Theologe reflektiert noch haben es die wirklichen Gläubigen jemals behauptet. Sie konnten es gar nicht, weil eine derartige Vorstellung von Gott dem Begriff der Gottheit in allen Punkten widerspricht. Man darf weder den Gläubigen noch den gebildeten Theologen vorwerfen, was sie niemals behauptet haben und was in allen Punkten ihrem Begriff von der Gottheit widerspräche.

Wenn die erste Verneinung nach erforderlichen Untersuchungen ohne besondere Einschränkungen und Erwägungen hingenommen werden kann, läßt sich die zweite, weil sie eine menschliche Persönlichkeit und deren durch keine Instrumente zu messenden Qualitäten betrifft, durchaus chancengleich im Für und Wider diskutieren. Jemand mag behaupten, daß die notwendigen Voraussetzungen gegeben seien, ein anderer wiederum wird das in Frage stellen.

Obwohl die Sache recht „irdisch“ und banal klingt, ist sie doch „geistiger“ Natur. Führungsqualität ist nicht eine Sache unter anderen. Man kann sie weder wägen noch messen. Einige sind von sich aus überzeugt davon, daß der Genosse diese Fähigkeit hat, und vertrauen ihm, während andere umgekehrt ihm nicht trauen. Von der Sache her ist ein Argument wie dieses unmöglich.

Und auf dieser Ebene spielt sich ein erbitterter Kampf ab. Er verschärft sich noch und wird in höheren Sphären ausgetragen, sobald die Frage tatsächlich geistige Objekte betrifft wie z. B. Begabung und Unbegabtheit eines Komponisten, Malers, Künstlers oder überhaupt eines in der Kunst tätigen Menschen. Darüber hinaus zeigt sich hier ein so typisches Phänomen der geistigen Welt wie die Annahme oder Ablehnung einer bestimmten Kunstrichtung, eines bestimmten Schriftstellers, Malers, Komponisten oder Architekten ...

Es mag hier um offensichtliche, obwohl letztlich nicht zwingend zu beweisende Behauptungen über Begabung oder Unbegabtheit gehen. Notwendig ist hier, daß ein bestimmter Vertreter der Kunst und seine Werke „der Seele zusagen“, was ein rein geistiges, eine entsprechende Terminologie erheischendes Phänomen darstellt, ganz unabhängig davon, ob wir theoretisch und abstrakt die Seele oder den Geist anerkennen oder nicht. Der Terminus ist dennoch üblich.

Die Anklage kann soviel sie will die vermutete Schuld von jemandem belegen, während die Schöffen an seine Unschuld „glauben“, weil die Haltung des unschuldig Verurteilten „zu ihrer Seele spricht“. In diesem Fall werden keine Beweise sachlicher Ordnung helfen. Später wird man beispielsweise den wahren Schuldigen entdecken — und welch ein Glück ist es, daß der erste nicht zum Tode

verurteilt wurde — oder Welch ein Unglück ist es, wenn Irreversibles geschah ...

Das alles sind Erscheinungen aus der geistigen, aus der unsichtbaren Welt, dagegen kann man nicht ankommen. Es gibt sie, und keine Negierung hilft, sie läuft am Ziel vorbei, gerade hier, weil das Objekt unsichtbar ist. Geistige Erscheinungen und geistige Objekte müssen mit geistigen Mitteln bewertet, akzeptiert oder verworfen werden. „Wo aber der Geist ist, da ist Freiheit“ (2. Kor. 3, 17). Ich kann frei an Gott und an die Gottheit beispielsweise Jesu Christi glauben.

„Gott ist Geist“ Das aber bedeutet, wenn ich zu Ihm gelangen will, muß ich es mit geistlichen Mitteln tun. Hier bedeuten „Bejahung“ (Glaube) und „Verneinung“ (Unglaube) etwas ganz anderes, unauslotbar anderes im Vergleich mit der Bejahung oder Verneinung von Gegenständen der dinglichen Welt.

Wenn wir das Problem des Glaubens oder Nichtglaubens an die Existenz Gottes in der üblichen wissenschaftlichen, d. h. auf empirischer Erfahrung gegründeten Weise mit einer entsprechenden logisch-rationalen Umrahmung angehen, dann bleibt jedem Atheisten und Materialisten, der zwingend seine Ablehnung Gottes anderen aufdrängen will (unter zwingend verstehen wir hier die wissenschaftliche Überzeugung), nichts anderes übrig, als dies zu bestätigen: „Ich war immer, ich war, bin und werde überall sein und behaupte, daß ich nirgends und niemals ein geistiges, allmächtiges, überall Seiendes, alles bewirkendes, allgütiges, allgenugsames und unveränderliches Wesen getroffen habe noch treffen werde.“

Mehr oder weniger heißt das, die Verneinung der Existenz Gottes ist nur demjenigen möglich, der sich selbst nach göttlicher Würde ausstreckt. Aber abgesehen von der närrischen Komik und ihrer Unseriosität stoßen wir hier auf weit Schlimmeres, was den Gottlosen an die Pforte des Irrenhauses bringt, in direkter Bestätigung der bekannten Psalmworte: „Der Tor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott“ (Ps. 13, 1).

Dieses weit Schlimmere als Wahnsinn schlechthin besteht in folgendem. Natürlich sind die Ansprüche auf den für vakant gehaltenen Thron Gottes, der zur Einnahme frei scheint durch alle nach gottgleicher Würde

Trachtenden, eine hohle und lächerliche Geste „Chlestakows auf seinem Flug in Welten jenseits der Sterne“. Da es nun aber zwei höchste Wesen nicht geben kann, müssen sich die Besetzer des leeren Thrones für Antigötter oder für den Antigott erklären, was uns Theologen nicht verwundert. Für uns ist das, leider, durchaus keine Neuigkeit, sondern eine uralte, noch vor die Grundlegung der Welt zurückgehende Tatsache.

Die Theologie kennt solche Wesen, die eine die Jahrtausende umfassende Erfahrung besitzen, und bezweifelt ihre Existenz durchaus nicht. Sie nennt sie unsaubere Geister, Dämonen; und den, der sie anführt, heißt sie Satan. Sie zweifelt nicht an deren Existenz, auch wenn diese Wesen nicht so lautstark und auf ihre Art effektiv ihr Dasein bestätigen.

Wiederum gibt es hier einen recht häßlichen und unerwarteten Gegeneffekt, einen "Rückschlag", für die Dialektik der Gottlosigkeit, wenn man sie nur bis zu Ende denkt. Da man keinen niemandem gehörenden Thron besteigen kann und nach dem Grundsatz des ontologischen Arguments der Gottesbegriff nicht existieren könnte, wenn nicht die Existenz Gottes selbst als wichtigstes Kennzeichen in ihn eingegangen wäre, wandelt sich die Gottlosigkeit eo ipso in eine Kampfansage gegen Gott, in Gotteshaß, der den Gott allein gebührenden Platz einzunehmen beabsichtigt. Nun kann aber ein nicht existierendes Objekt nicht gehaßt werden. Dies ist offensichtlich.

Weil sie Gott hassen und gegen Ihn antreten, bekennen die Gottlosen Seine Existenz oder, wie es die von den Gläubigen als das Wort Gottes erkannte Heilige Schrift sagt: „Die Dämonen glauben auch und zittern“ (Jk. 2, 19), sie zittern aus Furcht und vor Haß.

Sie zittern vor unverhüllter Bosheit, versteckter Furcht und vor Neid auf die Schönheit der oberen Welt. Mithin: Durch ihr Verhalten bestätigen die atheistischen Gottesleugner das Sein Gottes mehr als die Gläubigen mit ihren Akten der Gottesverehrung in ihrem Kult.

Wie schön wäre es, wenn die Gläubigen mit der gleichen Kraft Gott lieben würden, wie die atheistischen Gottesleugner Ihn zu hassen vermögen.

Quellen und Anmerkungen

Archimandrit Johannes (Maslow).

Riten und Räume

Kunst Apost. 5, 13.

²Typikon. M. 1906, S. 190.

³Orthodoxe Theologische Enzyklopädie, Bd. 3, Pbg. 1902, S. 660.

Abt Daniel war der erste russische

Pilger, der uns eine Beschreibung des Heiligen Landes hinterließ.

Seine "Fahrt in das Heilige Land" (oder "Der Pilger") geht in das Jahr 1106/07 zurück. Das Werk wurde sehr populär und ist in vielen Abschriften überliefert. Daniel bekannte sich vorbehaltlos zu Rußland und war ein tiefgläubiger Mensch. Seine Beschreibung des Heiligen Landes trug einen religiösen Charakter. Akribie und

- Vollständigkeit der Deskription ließen das Werk zu einem bedeutenden historischen Dokument werden (Enzyklopäd. Wörterbuch, Bd. X, Ausg. F. A. Brockhaus und I. A. Jefron, Sib. 1893, S. 90).
- ⁵ Orthodoxe Theologische Enzyklopädie, Bd. 3, Pbg. 1902, S. 661.
- ⁶ Ebenda.
- ⁷ Bulanin D. M., Übertragungen und Briefe des Maxim Grek, L. 1984, S. 9.
- ⁸ Nikolski K., Leitfaden zum Studium der Gottesdienstordnung in der orthodoxen Kirche. Sib. 1865, S. 535.
- ⁹ Proskinetarios. Kasan 1870, S. 67. Arseni Suchanow, Mönchspriester, Erbauer des Sergius-Dreifaltigkeits-Epiphaniasklosters und Kellermeister in der Sergius-Dreifaltigkeits-Lawra. Patriarch Joseph beauftragte ihn 1649 mit einer Orientreise zu Patriarch Paissios von Jerusalem, um festzustellen, inwieweit sich der Moskauer Gottesdienst von den Riten und Ordnungen der Ostkirche entfernt hat. Dabei ging es besonders um das falsche Kreuzschlagen mit zwei Fingern.
- Nach seiner Rückkehr überreichte er dem Zaren als Memorandum den „Proskinetarios“, d. h. „Anbeter“. Später sollte er altgriechische Handschriften zwecks Korrektur der russischen liturgischen Bücher erwerben. Er brachte etwa 700 wertvolle Handschriften vom Athos und von anderen Orten nach Moskau.
- Patriarch Nikon hatte ihn darüber hinaus gebeten, ein Model der Großen Christi-Auferstehungskirche zu beschaffen, das als Muster für den Bau der großen Auferstehungskirche im Kloster Neujerusalem Verwendung fand. Arseni starb im Jahre 1668. (Enzyklopäd. Wörterbuch Bd. 2, F. A. Brockhaus und I. A. Jefron, St. Pbg. 1893, S. 150.)
- ¹⁰ Um zwölf Uhr verließ der Zar unter dem dröhnenden Geläut aller Glocken des großen Iwan seinen Palast und begab sich zur Kathedrale Mariä Heimgang, wo er die Ikonen küßte, den Patriarchen begrüßte und „die volle Zarenwürde“ oder „den großen Zarenschmuck“ anlegte. Die göttliche Liturgie wurde vom Patriarchen zelebriert. Nach ihr, oder auch davor, fand eine Prozession zum Fluß statt, wobei der Patriarch die Kathedrale durch das Westportal, der Zar aber mit seinem Gefolge durch das Südportal verließ.
- ¹¹ Kolymbethra (griech.: —Taufbecken).
- ¹² Proskinetarios. Kasan 1870, S. 68/69.
- ¹³ Die Hundert-Kapitel-Synode von Moskau 1551, M. 1913, S. 58.
- ¹⁴ Bestimmungen der Moskauer Synode 1666/67. Orthodoxer Gesprächspartner, Dezember 1863, S. 362.
- ¹⁵ Eine Beschreibung dieser Sitte finden wir in Bischof Dimitris „Menäen russischer Heiliger“ (Ausg. 1896, 5. Aufl., S. 67-72).
- Im 17. Jh. pflegten Pilger verschiedener Nationen und Bekenntnisse im heiligen Fluß noch in der Passionswoche, am Kardienstag, zu baden, wie Wassili Gagara und Arseni Suchanow bezeugen.
- ¹⁶ Bibliothek ausländ. Schriftsteller über Rußland, Abt. I, Bd. 1. St. Pbg. 1847, S. 46.
- Paolo Giovio von Novokam, Bischof von Nocera, namhafter Historiker des 16. Jh., wurde in der Lombardei geboren.
- Er trat in das geistliche Amt und wurde unter Clemens VII. zum Bischof erhoben. 1552 starb er in Florenz. Paolo Giovio verfaßte zahlreiche historische Werke, darunter auch das Buch über die Gesandtschaft des Moskauer Großfürsten Wassili Iwanowitsch zu Papst Clemens VII. Paolo Giovio kam im Auftrag Papst Clemens' VII. nach Moskau, um über die Einheit der Ost- und Westkirche dort zu verhandeln, kehrte jedoch 1526 ohne jeden Erfolg nach Italien zurück.
- Ergebnis der Reise war ein ihm hohe Achtung eintragendes Buch über Rußland (Bibliothek ausländ. Schriftsteller über Rußland Abt. I, Bd. 1, Sib. 1847, S. 8/9).
- ¹⁷ Lesestoff der Allgemeingeschichte und des Altertums Bd. 4, 1884, S. 33.
- Herberstein, Sigismund (1486-1566) entstammte einer alten deutschen Familie und war zweimal im diplomatischen Auftrag der deutschen Kaiser in Rußland. Sein scharfer Verstand, seine Beobachtungsgabe, umfassende Bildung und die Fähigkeit zu unmittelbarem Kontakt mit der Bevölkerung — er kannte von Kindheit an die slawische Sprache — verleihen seinen „Aufzeichnungen über Rußland“ einen hohen Wert.
- Westeuropa hat zuerst durch ihn einen mehr oder weniger zuverlässigen historischen Abriß über den russischen Staat, eine eingehende Beschreibung der Bräuche am Hofe, der religiösen Riten und Alltagsgepflogenheiten erhalten.
- Außer persönlichen Beobachtungen benutzte Herberstein zu seinen Aufzeichnungen Chroniken und einen russischen Reiseführer. Noch zu seinen Lebzeiten wurde das Buch mehrfach aufgelegt und trug seinem Verfasser große Ehre ein. (Enzyklopäd. Wörterbuch Bd. VIII, F. A. Brockhaus und I. A. Jefron, Sib. 1892, S. 455.)
- ¹⁸ Die Reise des antiochenischen Patriarchen Makarios nach Rußland um die Mitte des 17. Jh., verfaßt von seinem Sohn, Archidiakon Paulos von Aleppo (übertr. von G. Murkos. Moskauer Univ.-Ausg., 1896 bis 1900, 2. Aufl., S. 196).
- ¹⁹ Die Religion der Moskowiter. „Glaube und Vernunft“, 1899, No. 21, S. 592.
- ²⁰ Eingehende Beschreibung des holsteinischen Gesandten, S. 314-315. Zu Lebzeiten von Olearius verbot Patriarch Joassaph den „Chaldäern“ ihr Treiben in der Öffentlichkeit
- ²¹ Lesestoff der Allgemeingeschichte und des Altertums, 1884, Bd. 4, S. 33.

BESTELLUNG

Bitte senden Sie mir ein Probeexemplar der „Stimme der Orthodoxie“ aus dem laufenden Jahrgang.

Name:

Anschrift:

Unkostenbeitrag: pro Heft

5,00 DM,

Jahres-Abonnement 35,00 DM